



David duChemin

Die Seele der Kamera

... und die Rolle des Fotografen

Was sind E-Books von dpunkt?

Unsere E-Books sind Publikationen im PDF- oder ePub-Format, die es Ihnen erlauben, Inhalte am Bildschirm zu lesen, gezielt nach Informationen darin zu suchen und Seiten daraus auszudrucken.

Sie benötigen zum Ansehen den Acrobat Reader oder ein anderes adäquates Programm bzw. einen E-Book-Reader.

E-Books können Bücher (oder Teile daraus) sein, die es auch in gedruckter Form gibt (bzw. gab und die inzwischen vergriffen sind). (Einen entsprechenden Hinweis auf eine gedruckte Ausgabe finden Sie auf der entsprechenden E-Book-Seite.)

Es können aber auch Originalpublikationen sein, die es ausschließlich in E-Book-Form gibt. Diese werden mit der gleichen Sorgfalt und in der gleichen Qualität veröffentlicht, die Sie bereits von gedruckten dpunkt.büchern her kennen.

Was darf ich mit dem E-Book tun?

Die Datei ist nicht kopiergeschützt, kann also für den eigenen Bedarf beliebig kopiert werden. Es ist jedoch nicht gestattet, die Datei weiterzugeben oder für andere zugänglich in Netzwerke zu stellen. Sie erwerben also eine Ein-Personen-Nutzungslizenz.

Wenn Sie mehrere Exemplare des gleichen E-Books kaufen, erwerben Sie damit die Lizenz für die entsprechende Anzahl von Nutzern.

Um Missbrauch zu reduzieren, haben wir die PDF-Datei mit einem Wasserzeichen (Ihrer E-Mail-Adresse und Ihrer Transaktionsnummer) versehen.

Bitte beachten Sie, dass die Inhalte der Datei in jedem Fall dem Copyright des Verlages unterliegen.

Wie erhalte ich das E-Book von dpunkt?

Sobald der Bestell- und Bezahlvorgang abgeschlossen ist, erhalten Sie an die von Ihnen angegebene Adresse eine Bestätigung. Außerdem erhalten Sie von dpunkt eine E-Mail mit den Downloadlinks für die gekauften Dokumente sowie einem Link zu einer PDF-Rechnung für die Bestellung.

Die Links sind zwei Wochen lang gültig. Die Dokumente selbst sind mit Ihrer E-Mail-Adresse und Ihrer Transaktionsnummer als Wasserzeichen versehen.

Wenn es Probleme gibt?

Bitte wenden Sie sich bei Problemen an den dpunkt.verlag

e-mail: ebooks@dpunkt.de

fon: 06221/1483-0.

David duChemin

Die Seele der Kamera

... und die Rolle des Fotografen



dpunkt.verlag

David duChemin

Übersetzung: Volker Haxsen
Lektorat: Miriam Metsch, Gerhard Rossbach
Copy-Editing: Susanne Rudi
Satz: Ulrich Borstelmann, www.borstelmann.de
Herstellung: Susanne Bröckelmann
Umschlaggestaltung: Helmut Kraus, www.exclam.de
Druck und Bindung: Grafisches Centrum Cuno GmbH & Co. KG, Calbe (Saale)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN:

Print 978-3-86490-469-1
PDF 978-3-96088-232-9
ePub 978-3-96088-233-6
mobi 978-3-96088-234-3

1. Auflage 2017
Copyright © 2017 dpunkt.verlag GmbH
Wieblinger Weg 17
69123 Heidelberg

Authorized translation of the English 1st edition of »The Soul of the Camera« © 2017 by David duChemin,
ISBN: 978-1681982021. This translation is published and sold by permission of Rocky Nook, Inc., the owner
of all rights to publish and sell the same.

Die vorliegende Publikation ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
der Texte und Abbildungen, auch auszugsweise, ist ohne die schriftliche Zustimmung des Verlags
urheberrechtswidrig und daher strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
Es wird darauf hingewiesen, dass die im Buch verwendeten Soft- und Hardware-Bezeichnungen sowie
Markennamen und Produktbezeichnungen der jeweiligen Firmen im Allgemeinen warenzeichen-,
marken- oder patentrechtlichem Schutz unterliegen.
Alle Angaben und Programme in diesem Buch wurden mit größter Sorgfalt kontrolliert. Weder Autor
noch Verlag können jedoch für Schäden haftbar gemacht werden, die in Zusammenhang mit der Ver-
wendung dieses Buches stehen.

5 4 3 2 1 0

Papier
plus⁺
PDF.

Zu diesem Buch – sowie zu vielen weiteren dpunkt.büchern –
können Sie auch das entsprechende E-Book im PDF-Format
herunterladen. Werden Sie dazu einfach Mitglied bei [dpunkt.plus⁺](http://dpunkt.plus+):

www.dpunkt.plus

Voller Dankbarkeit aus tiefstem Herzen gegenüber dem Team, das dieses Buch ermöglicht hat, und meinen Freunden und meiner Familie, die mich lieben und unterstützen, sowie meinen Lesern, die immer noch Nutzen aus meinen Worten ziehen. Ohne Euch wären dieses und die Bücher davor niemals entstanden, weil es auch keinen Grund dazu gegeben hätte. Vielen Dank für Euer stetes Vertrauen. Einen Dank auch dafür, dass ich einen, wenn auch kleinen, Anteil daran haben darf, Euch auf Eurem Weg zu begleiten, und dafür, dass Ihr so einen großen Anteil an meinem habt.

Über den Autor

David duChemin ist ein Menschenfreund und fotografischer Globetrotter. Er hat auf allen sieben Kontinenten fotografiert und hält überall nach Abenteuern und Schönheit Ausschau. Er hat mehrere Bücher über die Technik und Kunst des Fotografierens verfasst, darunter *Sehen und Gestalten* und *Das Handwerkszeug des Fotografen*. Es ergab sich, dass er Gründer von craftandvision.com wurde, einer Online-Plattform für fotografische Weiterbildung, und er ist leidenschaftlicher Fürsprecher der Fotoamateure.

David's Werke findet man unter davidduchemin.com, wo man auch seinen Blog verfolgen kann, dessen Anhängerschaft stetig wächst.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	vii	Die Rolle des Publikums	153
Die Rolle der Technik	1	Die Verweigerung von Vergleichen	163
Die Entdeckung des Sehens	11	Authentizität	173
Achtsamkeit in der Sprache	21	Kritik	181
Die Bereitschaft zur Interpretation	33	Ohne Liebe geht es nicht	193
Die nötige Aufgeschlossenheit	45	Mut	203
Geduld	57	Die Absage an Regeln	213
Den Moment erfassen	67	Ein (sich verändernder) Blick für das Schöne	223
Respekt gegenüber dem kreativen Prozess	79	Disziplin	233
Die Bereitschaft zum Loslassen	95	Nach der Kamera	243
Seien Sie neugierig!	107	Das Streben nach Meisterschaft	255
Improvisation	119	Fazit	267
Brechen Sie mit der Perfektion	129	Index	271
Die Suche nach der Geschichte	139		

Wir sind es, die das
Menschsein, die
Vorstellungskraft
und die Poesie in
unsere Fotos legen.

Einleitung

Während ich über die ersten Wörter für den Anfang dieses Buchs nachdenke, schaue ich mit einem Kaffee in der Hand auf 20 Kameras in meinem Büro. Einige der analogen Modelle auf dem Regal sind bereits 50 Jahre alt, lassen Erinnerungen an meine Anfänge in dieser Kunst hochkommen, werden aber heute viel zu selten benutzt. Darunter sind verlässliche Arbeitstiere, einige sind sogar für den Unterwassereinsatz konzipiert. Meine neueste Kamera kann fliegen und eine andere ist eigentlich ein Telefon. Je nachdem kommen bei mir im Jahr so etwa 100.000 Aufnahmen zusammen. Einige von ihnen sind gut, die meisten sind es nicht. Wenn man den Zahlen aus dem Internet trauen darf, so wurden im Jahr 2014 pro Tag 1,8 Milliarden Bilder in sozialen Medien wie Instagram und Facebook hochgeladen. Das macht 657 Milliarden Fotos pro Jahr, die aus einer ebenfalls erstaunlichen Anzahl von Kameras stammten. Dieser Umstand sagt mir zweierlei. Erstens: Es gibt ein unstillbares Verlangen nach dem Machen und Weitergeben von Bildern. Zweitens: Die nötigen Kenntnisse, eine komplizierte Kamera bedienen zu können, sind kein Hinderungsgrund mehr, diese Bilder auch erzeugen zu können.

Unter diesen hunderttausend Bildern, die ich in einem Jahr mache, sind nach meinem Dafürhalten nur ein Bruchteil als Erfolg zu bewerten. Der Rest ist ungenügend. Das liegt meist nicht daran, dass sie unscharf oder nicht korrekt belichtet wären; die Kamera nimmt mir vieles ab, was mir selbst nicht besser gelänge. Die Mehrzahl meiner Bilder ist ungenügend, weil ihnen die Seele fehlt. Wenn meine Bilder allerdings doch so funktionieren, wie ich mir das vorgestellt hatte, ist das umgekehrt auch nicht das Verdienst der Kamera.

Mit zunehmender Anzahl der weltweit täglich fotografierten und geteilten Bilder nimmt auch das so genannte Rauschen zu. Und je mehr es rauscht, desto schwerer wird man gehört. Diesem Rauschen mit noch mehr Rauschen zu begegnen, macht die Sache nicht besser. Die Antwort kann also nicht in noch mehr Fotos und damit noch mehr Rauschen liegen. Die Antwort kann nur in mehr Signal liegen. Die Antwort besteht also aus Fotos, die Verbindungen herstellen, die sich von Banalen, nur auf sich selbst bezogenen Selfies abheben. Die Antwort ist mehr Menschlichkeit, mehr Seele.

Sollen also die Kamera und die aus ihr stammenden Fotos diese Seele haben, so muss sie von uns kommen. Wir sind es, die diese Menschlichkeit, die Vorstellungskraft und die Poesie in unsere Fotos legen.

Ich verehere das Wunderwerk, das die Kamera darstellt. Schon als 15-Jähriger, der das Bild in der eigenen Dunkelkammer aus dem Nichts hat entstehen sehen, war ich von diesem Wunder fasziniert. Doch so wundersam das Zusammenwirken von Kamera, Objektiv und der jeweiligen Einstellungen auch sein mag, dieses Buch reduziert ihre Rolle auf den Status von stummen Dienern beim kreativen Tun. Meine Hoffnung besteht darin, mit diesem Buch den Einzelnen zu fördern, über die Anzahl der Megapixel, die Schärfe und die Freude über die neue Ausrüstung hinauszublicken und nach etwas Tieferem und zugegebenermaßen viel Schwierigerem zu suchen. Die Eigenschaften der neuesten Kamera oder des Objektivs fotografisch zu demonstrieren, ist sehr einfach. Viel schwerer ist es, im Foto seine Seele zu zeigen,

Risiken einzugehen, etwas zu schaffen, das unsere Vorstellungskraft und Menschlichkeit zutage fördert.

Der Grund, warum ich all das auf mich nehme, besteht darin, dass ich die Fotografie mit all ihren Möglichkeiten liebe: Geschichten zu erzählen, die Fantasie anzuregen, Empathie in den Herzen auszulösen und Veränderungen zu bewirken. Ich glaube immer mehr, dass man mit den Rohstoffen Zeit und Licht mit seiner Kamera die Welt mit offeneren Augen sehen und mit ihr Momente festhalten und mit anderen teilen kann, die ansonsten in der Vielzahl der Eindrücke des Lebens untergehen würden. Wie gesagt, ist die Kamera bereits an sich ein Wunder, doch in der Hand des Poeten, des Geschichtenerzählers, des Veränderungswilligen oder des frustrierten Künstlers kann sie etwas Lebendiges erschaffen, das an unsere Menschlichkeit appelliert.

Ein Foto kann ein hervorragendes Mittel zur Schaffung von Verbindung und Kommunikation sein. Doch dafür müssen wir zunächst auch etwas zu sagen haben. Selbst wenn es nur für ein eiliges »Eh, schau Dir das mal an!« reicht, kann ein Foto auf Hunderte von Arten sagen: »Schau Dir das mal an!« Einige dieser vielen Möglichkeiten verlangen gewiss eine Portion technisches Verständnis, und wie ich später in diesem Buch noch ausführen werde, hat die Technik ihren Platz. Doch die meisten guten Fotos beruhen auf weit weniger technischen Aspekten, sondern darauf, wo wir beim Fotografieren stehen, in welchem Moment wir auslösen, was wir ins Bild nehmen und was nicht. Die besten gründen eher darauf, dass der Fotograf etwas gesehen hat, das der Rest von uns übersehen hat. Um solche Fotos zu machen, muss man aufgeschlossen bei der Sache sein und die Welt auf eine unnachahmliche Weise sehen.

Meine Bücherregale sind gefüllt mit Fotobüchern. Einige um mich herum stammen von Sebastião Salgado, Vincent Munier, Dorothea Lange, Vivian Maier, Edward Weston, Ara Güler und Gordon Parks, und von jedem Foto dieser Meister kann ich aufrichtig behaupten, dass ich es auch hätte machen können. Habe ich aber nicht. Ich bin nicht dabei gewesen. Ich habe es nicht gesehen. Und selbst wenn ich dort gewesen

wäre, hätte ich es bestimmt anders gesehen. Auch wenn unsere Augen gleich gebaut sind, so unterscheiden sich unsere Gehirne, mit denen wir unsere Umwelt wahrnehmen, derart deutlich, dass selbst wir vor dem gleichen Motiv nebeneinanderstehend es unterschiedlich gesehen und fotografiert hätten. Die eigentlich Wahrheit lautet also: Nein und nochmals nein, ich hätte diese Fotos nicht machen können.

Die Werke der einstigen und jetzigen Meister der Fotografie haben kaum etwas mit deren verwendeten Kameras zu tun. In manchen Fällen ist das neben mir liegende iPhone den Kameras aus der Zeit dieser Fotografen weit überlegen. Nein, die von ihnen erzeugten Bilder entspringen den Künstlern selbst – einzigartigen Menschen mit einzigartigen Sichtweisen und Gelegenheiten gepaart mit dem Mut, diese Fotos überhaupt zu machen, Fotos, in die sie ihre Seele haben einfließen lassen.

Viele Fotografen wünschen sich nichts mehr, als »bessere Fotos« zu machen, und ich glaube, dass dieses Buch diesem Anliegen zu Ehren entstanden ist. Doch viele Fotografen halten niemals inne, um sich zu fragen, was bei ihren eigenen Fotos nun eigentlich »besser« oder »gut« heißt. Die Fotowettbewerbe, die zu den Grundfesten von Fotoclubs und -verbänden gehören, nähren die Vorstellung, dass diese »besseren« Fotos anhand von bestimmte Kriterien punktemäßig bemessen werden könnten, so, als ob man die Seele bemessen könnte. Das können wir besser machen. Dieses Buch ist also ein weiterer Versuch herauszufinden, was es bedeutet, bessere Fotos zu machen. Wie bei allem anderen, das ich geschrieben habe, philosophiere ich zwar gern und viel, doch soll auch dieses Buch im besten Sinne pragmatisch sein. Wenn die hier vorgebrachten Ideen am Ende nicht noch mehr Fragen aufwerfen, bringen sie niemanden weiter. Dieses Buch ist allerdings keine Marschroute zu besagten besseren Fotos, sondern mehr ein Austausch darüber, was den Fotografen besser macht. Wir haben fast 200 Jahre damit verbracht, die Kameras von heute zu erfinden. Sie sind sehr weit entwickelt. Jetzt ist es an der Zeit, sich wirklich um das zu kümmern, was bessere Fotos bringt, den Fotografen selbst.

Über die Kunst

Es wird bei mir viel um Kunst gehen. Dabei betrachte ich mich selbst und andere als Künstler. Das meine ich in keiner Weise wertend und ich werde diesen Status auch nicht glorifizieren. Ohne eine klare Definition des Kunstbegriffs verfällt man nur allzu leicht in Diskussionen, was Kunst ist und was nicht. Viele Dinge sind mir egal; so auch die Definition von »Kunst«.

Auf jeden Fall möchte ich Kunst erschaffen, sie erleben. Ich möchte künstlerisch leben. Ich möchte aber nicht darüber diskutieren. Ich habe mich daher nie gefragt, ob etwas Bestimmtes Kunst sei. Stattdessen frage ich mich immer, ob es beseelt ist, ob es lebt. Kann ich darin etwas vom Künstler erkennen? Bewegt es mich? Regt es mich zum Nachdenken an? Fordert es mich heraus? Bereichert es mein Menschsein? Wenn ja, reicht mir das. Es gibt gute Kunst, schlechte Kunst, moderne Kunst, bildende Kunst. Doch gegen das aufgewogen, was mein Leben bereichert, bringen mich diese Einordnungen weder weiter, noch bereichern sie meine Fotos.

Wenn Sie sich also unter der Vorstellung, ein Künstler zu sein, winden und mit den Folgen dessen hadern, so möchte ich nur den Blick auf den Sinn unserer Arbeit lenken, das Einfließenlassen von Seele. Ganz gleich, ob es sich dabei um Hochzeits-, Werbe-, Reportage-, Natur- oder Sportfotografie handelt, das Ziel ist stets dasselbe. Wenn es das nicht ist, so ist es vielleicht an der Zeit zu fragen, ob wir uns nicht schon damit abgefunden haben, unter unseren Möglichkeiten zu bleiben. Die Leute reagieren schließlich auf die Seele, die Sie Ihren Bildern eingehaucht haben. Freunden Sie sich mit dieser Vorstellung an, und falls Ihnen das nicht gelingen will, setzen Sie sich mit ihr auseinander.

Über die Fotos

Ich habe beschlossen, *Die Seele der Kamera* mit Bildern zu illustrieren, die dem Grundgedanken dieses Buchs entsprechen, unsere Menschlichkeit. Manche dieser Bilder wurden bereits woanders veröffentlicht, und manche davon bisher nur in Farbe. Da es hier um die Seele geht, habe ich mich für Schwarz-Weiß-Fotos entschlossen, da schon der kanadische Fotograf Ted Grant sagte: »Fotografiert man die

Menschen in Farbe, fotografiert man ihre Kleidung. Fotografiert man sie hingegen in Schwarz-Weiß, fotografiert man ihre Seelen.«

Die Bilder entstanden mit Kameras von Canon, Nikon, Leica, Fuji und Apple, wobei die Kameraeinstellungen und -brennweiten so unwichtig sind, dass ich zum ersten Mal entschieden habe, sie in einem Buch wegzulassen. Damit verbinde ich die Hoffnung, dass Ihr Vorstellungsvermögen angeregt wird, wie sie wohl entstanden sein mögen. Explizite Informationen können uns denkfaul machen und von der eigentlichen Sache, dem schwer zu beschreibenden Prozess des Sehens, des Erkennens von richtigem Licht und des entscheidenden Moments ablenken. Wenn es dann noch um Fotos von Menschen geht, sagen diese Daten zudem gar nichts über die in Beziehung stehenden Bildelemente aus, die über alles entscheiden.

Wenn Sie sich darüber Sorgen machen, dass auf den Bildern nur menschliche Themen zum Zuge kommen, und daraus schließen, dass es nur um diese Sujets geht, seien Sie beruhigt; dem ist nicht so. Jedes Foto hat das Potenzial, mit Seele, Geist, Verbindung oder wie Sie es auch immer nennen wollen, angereichert zu werden. Schauen Sie sich dazu nur die Tieraufnahmen von Paul Nicklen, die Stillleben von Edward Weston oder die Industrielandschaften von Edward Burtynsky an: allesamt erfüllt von Leben, Wundern, Menschlichkeit, ohne dass Personen darin vorkommen. Meine Bilder sollen daher nur diese Vorstellung unterstreichen, Seele und Menschlichkeit hochleben lassen und keine Einengung darstellen, auf welche Art und Weise man seine Ideen in Werken auszudrücken hat.

Jetzt ist es an der
Zeit, sich wirklich um
das zu kümmern, was
bessere Fotos bringt:
den Fotografen selbst.

Schlussendlich
werden die Leute
nicht über die
Bildschärfe oder
Ihre überwältigenden
Histogramme
sprechen.

Die Rolle der Technik

Zu erwähnen, dass die Kamera in der Fotografie eine wichtige Rolle spielt, mutet schon fast komisch an. Dass wir als Fotografen eine noch größere Rolle spielen, sollte ebenso klar sein. Ich persönlich liebe meine Kameras, oftmals mit solcher Inbrunst, dass sie manchen verwundert, der eine solche Verbundenheit mit seinen geliebten Werkzeugen nicht kennt. Doch den eigentlichen kreativen Prozess und die Fotos, die dabei herauskommen, liebe ich noch viel mehr. Das muss man wissen. Auf den folgenden Seiten lege ich dar, warum der Vorzug eher auf Letzterem als auf Ersterem liegen sollte. Man könnte sogar sagen, dass Ausrüstung gut, dass Sehen aber noch besser sei. Ich habe es schon so oft gesagt, dass es zu einer Art persönlichem Mantra geworden ist. Doch damit Sie nicht befürchten müssen, dass ich die totale fotografische Anarchie ausrufe, lassen Sie mich vorher noch ein paar Dinge klären.

Technik ist wichtig. Die Fotografie besteht zu einem gewissen Anteil aus Wissenschaft und Technologie, zumindest in ihrer Funktionsweise. Davon sollte man immerhin so viel verstehen, dass man seine Aufgaben lösen kann. Doch die Fotografie ist, zumindest nach meinem Verständnis, kein rein technisches Unterfangen.

Sie ist vor allem ein ästhetisches unter Einsatz von technischen Mitteln. Schlussendlich werden die Leute nicht über die Bildschärfe oder Ihre überwältigenden Histogramme sprechen. Sie werden auch nicht daran zurückdenken, wie geschickt Sie die ISO-Einstellungen gemeistert haben. Wenn ich auf die Werke der Fotografen zurückschaue, die mich inspiriert haben, kann ich mich an keines erinnern, bei dem das technische Verständnis für mich eine Rolle gespielt hätte. Meistens weiß ich auch nicht, welche Kameras meine Idole verwendet haben, welche Objektive sie besaßen oder mit welchen Einstellungen sie am liebsten arbeiteten. Ich kann mich nur an das Erlebnis des Fotos oder des Gesamtwerks erinnern, das mich berührt hat.

Die Fotos, die uns am meisten inspiriert haben, die zu Ikonen geworden sind oder bei uns zuhause hängen, haben dies nicht erreicht, weil die Kameraeinstellungen perfekt waren, ebenso wenig wie uns die Verse von Rumi berühren, bloß weil er wusste, wie man liest und schreibt. Sie berühren uns wegen der Herzlichkeit und Menschlichkeit des Poeten und seiner Bereitschaft, sie vor uns in Worten auszubreiten. Dabei verstand er sein Handwerk aus Wörtern und Grammatik so gut, dass diese ihm nicht im Weg standen und seiner Weisung folgten.

Unser Handwerkszeug ist wichtig. Fehlt es uns, fehlt uns das Ausdrucksmittel, zumindest wenn wir fotografieren wollen. Zu verstehen, mit unserem Handwerkszeug umzugehen, ist ebenso wichtig, denn wenn wir das nicht tun, steht es uns im Weg. Das heißt nicht, dass wir gar kein Foto zustande bekämen; doch ein Foto, das andere berühren soll, gelingt uns dann nur schwer. Je umständlicher und kameraorientierter wir agieren, desto unwahrscheinlicher ist es, dass wir in einen Zustand geraten, den viele als *Flow* bezeichnen, den kreativen Zustand, in dem wir Zugang zu unserer Intuition und unserem Unterbewusstsein haben. Um noch einmal auf das Beispiel des Dichters Rumi zurückzukommen:

Je weniger wir unsere technischen Mittel beherrschen, desto wahrscheinlicher ist es, dass wir zwar Sätze hervorbringen, aber keine Poesie erschaffen.

Sein Handwerk zu verstehen kann eine lebenslange Aufgabe sein, vor allem, da Kameras sich stetig weiterentwickeln, mehr Möglichkeiten bieten und mit diesen Möglichkeiten der Grad an Komplexität steigt. Damit möchte ich nicht gesagt haben, dass die Beherrschung der Technik unbedingte Voraussetzung zum Erschaffen von Kunst wäre. Sie ist bestenfalls Beiwerk. Ich hoffe jedenfalls, dass es stimmt, dass wir mit zunehmender Vertrautheit mit unserer Ausrüstung und den gesamten Arbeitstechniken immer etwas besser werden und uns diese Fertigkeit größere Freiheiten einräumt, die Dinge auszudrücken, die wir vermitteln wollen. Mit zunehmendem Wissen und tieferem Verständnis unserer Mittel können sich unsere Möglichkeiten nur erweitern.

Was allerdings auch stimmt, ist, dass die Kamera und alles andere Physische um sie herum bei Weitem nicht die einzigen Werkzeuge sind, mit denen wir uns vertraut machen müssen. Beschränken wir uns nur darauf, wird dies zum größten Hindernis auf dem Weg zu den Fotos, die wir uns erträumt haben. Schlussendlich ist die Kamera recht einfach zu bedienen. Man muss nur wissen, wie man die Belichtung für die gewünschte Bildstimmung den Lichtverhältnissen entsprechend wählt und schon geht es weiter. Das Gleiche gilt für das Thema Scharfstellung.

Beim großen Rest handelt es sich um die nicht greifbaren Werkzeuge der Bildsprache. Deren Funktionsweise zu verstehen ist sehr viel schwerer. Meiner Einschätzung versteht die überwiegende Mehrheit der Fotografen sie niemals völlig, da sie unter der Tyrannei von Bedienungsknöpfen und -rädern stehen oder gehorsam Regeln befolgen. Damit können sie bisweilen sogar einen Preis in einem Fotowettbewerb gewinnen, wie man auch einen Preis in einem Fleißwettbewerb in der Schule gewinnen kann. Doch werden Sie so niemals den viel größeren Preis gewinnen: den der Freude über etwas Wahrhaftes und Authentisches, etwas, das viel tiefer geht als die Anerkennung, dass Sie die Kamera beherrschen.

Lernen Sie Ihre Kamera und anderen Einsatzmittel, die Sie gerne einsetzen, wie Blitze und Filter, gut kennen. Eignen Sie sich neue Techniken an, sollte Ihre Neugier Sie dorthin führen. Lernen Sie die Technik so gut kennen, dass sie ein Teil von Ihnen

wird, sie sich Ihnen nicht in den Weg stellt und Ihnen die so viel wichtigere Arbeit als Fotograf ermöglicht: präsent und aufnahmefähig zu sein, auf neue Arten zu sehen und mit den Elementen der Bildsprache zu spielen, um etwas zu erschaffen, das mehr als nur ein Schnappschuss ist.

Man muss wissen, wie man einen Stift richtig verwendet, doch wenn man ein Gedicht oder eine Geschichte damit aufschreibt, tritt er völlig in den Hintergrund. Es ist also nicht dieser Stift, der die Leser anspricht, sondern es sind Sie und Ihre Geschichten. Die Kamera und wir, die wir sie benutzen, müssen immer etwas Größerem dienen als der Technik, wenn wir uns Hoffnung auf Fotos machen wollen, in denen wir und andere Seele finden. Dieses Größere ist das Sehen.



Venedig, Italien, 2016





Florenz, Italien, 2016



Bologna, Italien, 2016



Rom, Italien, 2016

Wenn wir unsere
Fotos anschauen
und darin nicht den
kleinsten Hauch
von uns selbst
wiederfinden, ist das
ein deutliches Zeichen,
dass unsere Bilder ihre
Seelen verloren haben.

Die Entdeckung des Sehens

Ich habe in den letzten Jahren so viel über das Sehen geschrieben, dass ich mich etwas gehemmt fühle, noch mehr darüber zu schreiben. Ein Teil dieser Gehemtheit rührt daher, dass ich des Öfteren schon um Worte zu diesem Thema gerungen habe, ein anderer aus dem Gefühl, dass, je mehr ich über fotografisches Sehen als Konzept nachdenke, es mir umso mehr entwischt. Es liegt in der Natur der Sache, dass es mit begrifflicher Unschärfe behaftet ist, und so bringt es mich in eine verwickelte Lage, als wollte ich einen Pudding an die Wand nageln.

Wir alle fotografieren aus unterschiedlichen Gründen, und diese Gründe sind untrennbarer Bestandteil unseres Sehens. Von daher bin ich nicht versessen darauf, so lange meinen Kopf auf die Tastatur zu hauen, bis ich mir eine Definition abgerungen habe. Ich schätze, dass Sie wissen, was damit gemeint ist: Sehen, Absicht, die Dinge, die wir, wie unperfekt auch immer, mit der Kamera in unserer Hand ausdrücken wollen.

Viel wichtiger als eine Definition des Sehens ist, es herauszufinden, es zu entdecken. Dabei ist noch nicht einmal entscheidend *wie* man es entdeckt, sondern zu erfahren,

dass man es überhaupt entdecken kann. Dazu gehört eine gewisse Portion sprichwörtlichen Selbstbewusstseins, etwas Selbstbetrachtung. Wie schön für uns, dass die Kamera und der mit ihr verbundene kreative Prozess ein so schöner Bestandteil dieser Selbstfindung sind. Wir benutzen die Kamera nicht nur, sondern betrachten sie in diesem Prozess als Mitarbeiterin. Dabei haben wir meist schon eine gewisse Ahnung dessen, was wir ausdrücken wollen (manchmal sogar ganz dezidierte Vorstellungen), doch nur selten geschieht es, dass wir zur Kamera greifen und schon beim ersten Anlauf das Bild im Kasten haben, das wir uns vorgestellt hatten, und fertig sind. Meistens reift das Sehen nach und nach, während die Muse uns immer mehr in ihren Bann zieht und sich Bild für Bild immer mehr zeigt.

Ich glaube kaum, dass wir uns über fotografisches Sehen unterhalten können, ohne die spezifische Sichtweise und Darstellung der Kamera selbst zu berücksichtigen. Damit möchte ich zum Ausdruck bringen, dass das Wissen, *wie* man Fotos macht, genauso wichtig ist wie zu wissen, *was* man mit ihr ausdrücken möchte. Denn es ist oftmals nur der Moment des Bildermachens, der Blick durch den Sucher, der Tanz mit dem Licht, dem Raum und der Zeit, weshalb sich viele von uns überhaupt in dieses Medium verliebt haben, das uns schließlich die vor uns liegenden Möglichkeiten eröffnet. Dieser sich stetig wiederholende kreative Prozess hängt derart von einem Strom von Ideen und Umständen ab, dass ich mir kaum vorstellen kann, dass es sich anders verhält. Von daher ist es vermutlich am besten, dass wir in dem Wissen vorgehen, dass unser Sehen eher langsam daherkommt, statt sofort präsent zu sein. Kommen tut es aber.

Ich bin mir dessen sicher, weil wir sehen können. Manche können weiter sehen als andere, andere wiederum haben tiefere Einblicke. Doch wir alle bilden uns eine Meinung über diese Welt und haben unsere eigene Sicht auf die Menschen, die in ihr leben, und die Dinge, die wir schön, interessant, wundersam oder sonst wie finden – wodurch sich unsere persönliche Sichtweise formt. Dabei kommt es weniger darauf an, was wir betrachten, sondern wie wir es betrachten. Nicht *was* wir sehen ist wichtig, sondern *wie* wir es wahrnehmen und wie wir darüber denken, was wir wahrnehmen.

Warum ich glaube, dass diese Diskussion wichtig und weit mehr ist als ein Aufruf zur Selbstreflexion und zur Bereitschaft, den inneren Poeten anzunehmen, ist der Umstand, dass unsere Fotos niemandem etwas sagen, wenn wir selbst, das Leben und die Seele der Kamera in unserer Hand nichts zu sagen haben. Dabei reicht es schon, wenn wir über eine Landschaft blicken, die uns überwältigt, und wir sagen: »Mein Gott, wie schön!« Es reicht mehr als aus, wenn die Dinge, die wir ausdrücken wollen, einfach und menschlich sind. Halten wir uns vor Augen, dass selbst »einfache« Schönheit etwas ist, nach dem die menschliche Seele lechzt. Wir müssen allerdings etwas zu sagen haben, da ansonsten die Geschichten, die wir mit unseren Kameras schreiben, nichts weiter als bedeutungslose Wörter sind, die auf hungrige Seelen und Gemüter niedergehen.

Es ist wichtig, sich dies zu vergegenwärtigen, denn nur die Kamera auf die Dinge zu richten, über die wir etwas sagen wollen, und abzudrücken, ergibt nichts weiter als einen Schnappschuss. Dabei entsteht bestenfalls ein Foto *von* etwas, aber nicht *über* etwas. Nicht jeder Blickwinkel oder Aufnahmezeitpunkt bringt das Motiv voll zur Geltung.

Doch wie bringt man sein Motiv zur Geltung? Diese Frage kann letztendlich nur durch unser Sehen beantwortet werden und das oftmals mit der Kamera in unserer Hand, während wir unseren Tanz mit ihr vollführen und dabei so lange mit dem Motiv arbeiten, bis es uns selbst klar wird. Was wir dann denken, fühlen, auszusagen versuchen und wie wir es unter den unzähligen Möglichkeiten auszusagen versuchen, ist einem Wandel unterworfen, der nicht unbedingt über Nacht, wohl aber mit der Zeit stattfindet, in der wir uns als Menschen und Künstler nach und nach weiterentwickeln. Bringen wir in unsere Kunst nicht ein wenig dieses Bewusstseins über diesen Wandel mit ein, riskieren wir, uns selbst immer nur zu wiederholen und irgendwann festzustellen, dass unsere Fotos anderen nichts mehr sagen und auch in uns keinerlei Regung aufkommen lassen. Wenn wir unsere Fotos anschauen und darin nicht den kleinsten Hauch von uns selbst wiederfinden, ist das ein untrügliches Zeichen, dass unsere Bilder ihre Seelen verloren haben. Sie können Ihren Fotos keine Seele einhauchen, wenn Sie beim Blick auf Ihr Innenleben ins Leere schauen.

Das Gespür für sie fällt nicht allen gleich leicht. Manche Menschen leben scheinbar glücklich ohne Bewusstsein über ihre eigenen Gedanken und haben größte Schwierigkeiten, ihre Gefühle mitzuteilen. Anderen wiederum fällt es leichter, ihr sich weiterentwickelndes Sehen zu bemerken, wobei ihnen jedoch der Mut oder die Kreativität fehlen, Fotos zu machen, die das wiedergeben. Es ist nicht einfach. Doch es gibt Möglichkeiten, in diese tieferen Regionen vorzudringen.

Eine dieser Möglichkeiten ist das Tagebuchschreiben. Seit ich 15 Jahre alt bin, schreibe ich regelmäßig etwas in Notizbücher. Die meisten dieser frühen, von Unsicherheit geprägten, vollgeschriebenen Seiten sind mittlerweile zu Asche geworden, da sie ihren Zweck erfüllt haben, der nur mir allein diente und niemanden sonst. Schreiben tue ich allerdings immer noch. Dabei geht es um meine Gedanken, meine Befürchtungen, meine Freuden, meine Neugier, und ich finde, dass das Schreiben sich wunderbar mit meiner Fotografie ergänzt, wenn auch nicht so, wie Sie vielleicht denken. Es geht ja schließlich nicht um das, was ich für andere schreibe (beispielsweise in meinen Büchern oder meinem Blog), sondern um das, was ich für mich selbst schreibe. Schon der Akt des Niederschreibens von Gedankenketten und deren zunehmende Ausformulierung ist modellhaft für meine Fotografie. Es übt mich in Geduld mit dem kreativen Prozess und, noch wichtiger, regt mich zum Denken über das Denken an, bringt mich dazu, mich meiner Gedanken, meiner Wünsche und meiner Frustrationen bewusst zu werden. Das Schreiben zwingt mich dazu, meine Gedanken so klar zu strukturieren, dass ich sie direkt niederschreiben kann. Es trainiert mein Gehirn zum Bewusstsein über mich selbst.

Allerdings gibt es da einen Unterschied zwischen Selbstbewusstsein und Selbstzentriertheit. Bei Letzterem kommen nur egozentrische Bilder heraus, die niemanden interessieren. Ein Bewusstsein von sich selbst lässt uns reflektieren, eigene Fragen bedenken und die Gründe unserer Präferenzen hinterfragen. Dies kann uns zu besseren Bildern führen und damit meine ich solche, die sowohl authentischer sind als auch die Themen und Inhalte unserer Fotos besser transportieren.

Es kann sein, dass dieses Bewusstsein von sich selbst nicht der einzige Weg ist, zu authentischen, aussagekräftigen Bildern zu kommen. Es mag einige Fotografen

geben, denen dies von Natur aus so intuitiv gelingt, dass sie sich über ihr Sehen oder wie sie Dinge in einem Bild ausdrücken wollen, keine Gedanken machen müssen. Damit soll nicht gesagt sein, dass sie keine Vorstellungskraft besäßen. Ich glaube jedoch, dass solche Menschen, genau wie Heizelmännchen, seltener anzutreffen sind als wir glauben möchten. Und, mal ganz ehrlich, wenn Sie dieses Buch lesen, gehören Sie vermutlich nicht zu dieser Gattung, weil Sie sonst lieber draußen eben diese Bilder machen würden, statt über etwas zu lesen, das Ihnen keinen weiteren Nutzen bringt. Der Rest von uns wird mit der Muse ringen, was ich umso mehr genieße, je mehr ich mich darauf einlasse.

Sie können sehen. Wir alle können es. Doch was fast noch mehr zählt als die Befähigung, ist die Bereitschaft, mit dem Sehen Schritt zu halten, sich auf dessen Wandel im Verlauf der persönlichen Entwicklung einzulassen und sich auf diese Weise neue Möglichkeiten des visuellen Ausdrucks zu erschließen. Wer die Dinge eher pragmatisch angeht, hadert vielleicht mit dieser Vorstellung. Doch auch wenn Sie sich an dieser Stelle lediglich fragen können, was Sie versuchen zu sagen, ist das bereits ein guter Ausgangspunkt. Ein anderer sehr guter Einstieg wäre: »Worum geht es in diesem Bild und was wäre die beste Möglichkeit (die authentischste, interessanteste), dies auszudrücken?«

Wenn Sie sich in keiner dieser Fragen wiederfinden, ist es vielleicht eher diese hier: »Wie soll sich dieses Bild anfühlen?« Nochmals, um diese und noch weitere Fragen geht es.

Die Welt braucht nicht noch mehr Bilder; sie wird bereits mit Schnappschüssen überschüttet, wogegen im Prinzip nichts einzuwenden ist, da sie schließlich irgendjemandem irgendwas bedeuten. Doch wenn Ihnen Ihre Bilder mehr bedeuten sollen und andere, die sie betrachten, mehr ansprechen sollen, sind Sie auf der Suche nach tiefergehenden, zielgerichteteren Fotos. Es sollte mich doch sehr wundern, sollten Sie dies erreichen, ohne sich stets Gedanken darüber zu machen, was Sie mit diesen Fotos aussagen wollen.



Venedig, Italien, 2016



Venedig, Italien, 2016



Florenz, Italien, 2016

Wenn Ihnen Ihre
Bilder mehr bedeuten
sollen und andere, die
sie betrachten, mehr
ansprechen sollen,
sind Sie auf der Suche
nach tiefergehenden,
zielgerichteteren Fotos.

Diese Reise wird
für mich kein Ende
nehmen. Ich werde
niemals den Punkt
erreichen, an dem
andere mir nichts mehr
beibringen können.

Achtsamkeit in der Sprache

Garry Winogrand sagte einmal: »Ich habe in keinem meiner Bilder etwas zu sagen.« Das kann sein und ich kenne viele Fotografen, die genauso denken. Doch keinen Plan zu haben und angeblich nichts zu sagen zu haben, lässt die Bilder keineswegs verstummen. Das gilt ohnehin nur, wenn Sie davon ausgehen, dass Fotografen wie Gary Winogrand wirklich nichts zu sagen hätten, wovon ich persönlich nicht überzeugt bin. Zumindest sagen unsere Fotos immer so etwas wie: »Schau Dir das an.« Wir stellen einen bestimmten Moment heraus und durch eine von unzähligen Kombinationen von Verschlusszeiten, Blenden, Brennweiten, Perspektiven sagen wir etwas über diesen Moment und wie wir ihn gesehen haben aus. Da wir ihn schließlich nicht nur mit den Augen, sondern auch mit unserem Verstand wahrgenommen haben, scheint mir, dass es immer darum geht, wie wir diesen Moment erfahren, was wir über ihn gedacht haben. Jede Entscheidung, die wir bei jedem einzelnen Foto getroffen haben, hat eine Bedeutung und wird vom Betrachter auf die eine oder andere Weise interpretiert.

Ich empfinde tiefsten Respekt für Gary Winogrand als Fotografen, doch für mich ist sein Ausspruch eine falsche Bescheidenheit. Natürlich haben seine Bilder eine Aussage, denn ganz gleich, ob wir wollen oder nicht, werden unsere und seine Bilder von anderen interpretiert. Die Fotografie ist wie die Musik eine Sprache, unpräzise zwar, doch spricht sie uns oft stark an. Während ich diese Zeilen verfasse, tobt gerade ein Disput über die Arbeiten von Steve McCurry, dessen vielgeschätzte Bilder sich zum Teil als manipuliert herausgestellt haben – sei es dadurch, dass sie gestellt waren, oder durch Bildbearbeitung. Unter den vorwurfsvollen Begriffen fanden sich »Irreführung« und »Manipulation«. Diese sind Begriffe aus dem Gebiet Kommunikation und Sprachgebrauch.

Der Fotograf, der seinem Publikum mit Wertschätzung entgegentritt und seine Bildsprache achtsam einsetzt, erschafft eher Bilder, die stärker und menschlicher wirken. Wie wird die eine Linienführung im Vergleich zu der anderen im Foto wahrgenommen? Wird sie den Blick aus dem Bild tragen oder die Bildelemente verknüpfen? Wie leitet eine Farbe das Auge und wie beeinflusst eine bestimmte Farbgebung die Bildstimmung? Wie zieht ein Weitwinkelobjektiv, das ganz nah am Geschehen ist, den Betrachter heran, sodass er mittendrin in der Szenerie ist? Wie wirkt sich im Gegensatz dazu eine lange Brennweite aus? Tritt durch eine große Blendenöffnung und entsprechend unscharfe Bildbereiche ein Bildelement derart in den Hintergrund, dass die Aufmerksamkeit von ihm weg auf etwas anderes gelenkt wird? Wie ist die Bildaussage, wenn auf die Braut scharfgestellt und der Bräutigam unscharf dargestellt ist? Was drücken wir damit aus, wenn wir auf unser Motiv hinabschauen, statt ihm auf Augenhöhe zu begegnen?

Jede dieser Entscheidungen zieht eine entsprechende Wirkung nach sich. Diesen Umstand zu ignorieren und diese Zusammenhänge nicht zu studieren bedeutet, die erstaunliche Fähigkeit der Fotografie, durch Licht und Zeit unsere Geschichten vermitteln zu können, aus der Hand zu geben. Denn ganz gleich, ob wir es tun oder nicht, interpretiert werden unsere Bilder so oder so.

In unserem Handwerk gibt es scheinbar endlose Möglichkeiten, die sich allesamt darauf auswirken, wie unsere Arbeiten gelesen oder wahrgenommen werden. Aus meinem Gedächtnis heraus gehören zu diesen Möglichkeiten die Ausrichtung des Bildausschnitts, das Seitenverhältnis, die Größenverhältnisse im Bild, die von uns eingeschlossenen Bildelemente und deren Beziehungen untereinander, das, was wir weglassen, der Moment des Auslösens, die Entscheidung über Farbe oder Schwarz-Weiß, worauf wir fokussieren und wie groß die Schärfentiefe ausfällt sowie die Wahl unserer Verschlusszeit und deren Wirkung auf die Wahrnehmung der Zeit. Wir wählen unsere Perspektive und ordnen die Linienführung und Bildelemente so an, wie wir es wünschen, und es gibt noch sehr viel mehr weitere Möglichkeiten. Jede dieser schier endlosen Möglichkeiten und somit unterschiedlichen Fotos sagt das eine oder andere aus.

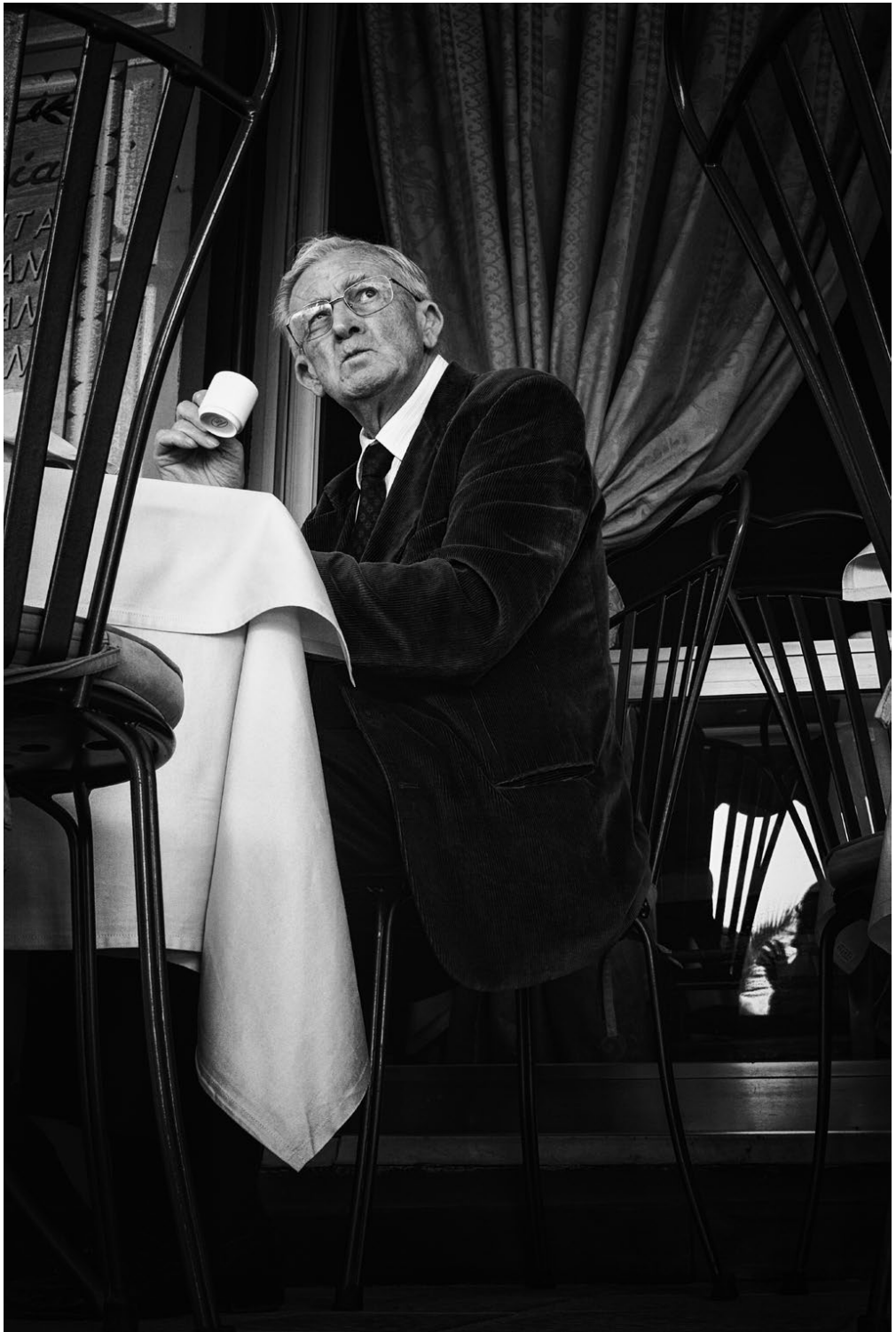
Eine der angenehmen Eigenschaften der visuellen Künste wie der Fotografie ist, dass es keine Geheimnisse gibt. Bis auf ganz wenige Ausnahmen ist alles sichtbar und erlernbar. Bei mir zuhause biegen sich die Bücherregale mit Fotobüchern, und jede Woche kann es passieren, dass gut 20 Kilo davon neu angeliefert werden, sodass meine Frau sich langsam gezwungen sieht, dem Einhalt zu gebieten. Die beiden besten Wege, die Fotografie zu erlernen, sind erstens, selber Fotos zu machen und sie zu studieren, und zweitens, die Werke anderer Fotografen zu studieren.

In besagten Regalen finden sich Bände von Sebastião Salgado, Josef Koudelka, Richard Avedon, Vivian Maier, Dorothea Lange, Diane Arbus, Gordon Parks, Helmut Newton, Yousuf Karsh, Elliott Erwitt, Henri Cartier-Bresson und vielen anderen, denen ich persönlich niemals begegnet bin, aber von denen ich so viel gelernt habe. Ich preise deren Arbeiten, analysiere sie und nehme etwas davon mit. Warum funktioniert dieses eine Bild? Warum empfinde ich dieses Bild und sein Thema genau so? Warum hatte der Fotograf diesen bestimmten Blickwinkel, diese Linienführung, diese Gegenüberstellung gewählt?

Ich studiere diese Fotos wie ein Schriftsteller die Bücher anderer Autoren: mit großem Appetit. Ich verschlinge sie und analysiere sie. Ich blättere nicht einfach nur

die Seiten durch und denke: »Hübsches Bild.« Ich schätze die Bilder sehr und lasse sie zunächst emotional auf mich wirken, bevor ich sie mit dem Verstand angehe. Mir ist klar, dass es noch Millionen kleinster Feinheiten zu lernen gibt, und je mehr ich die Elemente der Bildsprache erfasse, desto mehr bin ich in der Lage, sie in meinen eigenen Arbeiten anzuwenden. Das Wunderbare daran ist, dass diese Reise niemals ein Ende haben wird. Ich werde niemals an einen Punkt gelangen, an dem ich von anderen nichts mehr lernen kann. Selbst ein einziges neues Wort in meinem visuellen Vokabular, ein neues visuelles Erlebnis, das mich aufrüttelt und mich weinen, lachen oder kopfschütteln lässt, öffnet meine Augen für neue Möglichkeiten in meinen eigenen Fotos.

Die zunehmende Achtsamkeit bei der Verwendung der Bildsprache eröffnet mir neue Wege des persönlichen Ausdrucks, selbst wenn ich niemals verstanden werden sollte. Schließlich ist das Verstehen nicht die einzige Möglichkeit, etwas zu erfahren. Der Maler Kandinsky beispielsweise hat nicht gemalt, um verstanden, sondern um erfahren zu werden. Er hat gewissermaßen Musik gemalt. Als ich davon gehört hatte, hat es etwas in mir ausgelöst, das mir die Freiheit gab, große Bereiche der Kunst an mich heranzulassen, die ich bisher abgeschrieben hatte. Vom Wein muss man schließlich auch nicht viel verstehen, um ihn zu erfahren. Es hilft zwar, ist aber nicht unbedingt nötig. Um die Kraft von Wagners Walkürenritt zu spüren, muss man ihn auch nicht verstehen. Von dem, was Van Morrison singt, verstehe ich auch nur die Hälfte und doch verehere ich seine Musik. Die Anteile, die ich nicht verstehe, fülle ich selbst aus. Und deshalb ist es so, dass diejenigen, die unsere Absichten und Bildaussagen nicht vollständig erfassen, ganz gleich, ob wir die Bildsprache auf geniale Weise einsetzen oder nicht, unsere Werke erleben können. Doch ohne Anerkennung einer allgemeinen Sprache der Fotografie bin ich mir nicht sicher, ob wir Hoffnung auf mehr haben können, als nur mit der Kamera herumzuwedeln und zufällig abzudrücken, geschweige denn etwas Bedeutsames und Menschliches mit ihr hervorzubringen.



Camogli, Italien, 2010



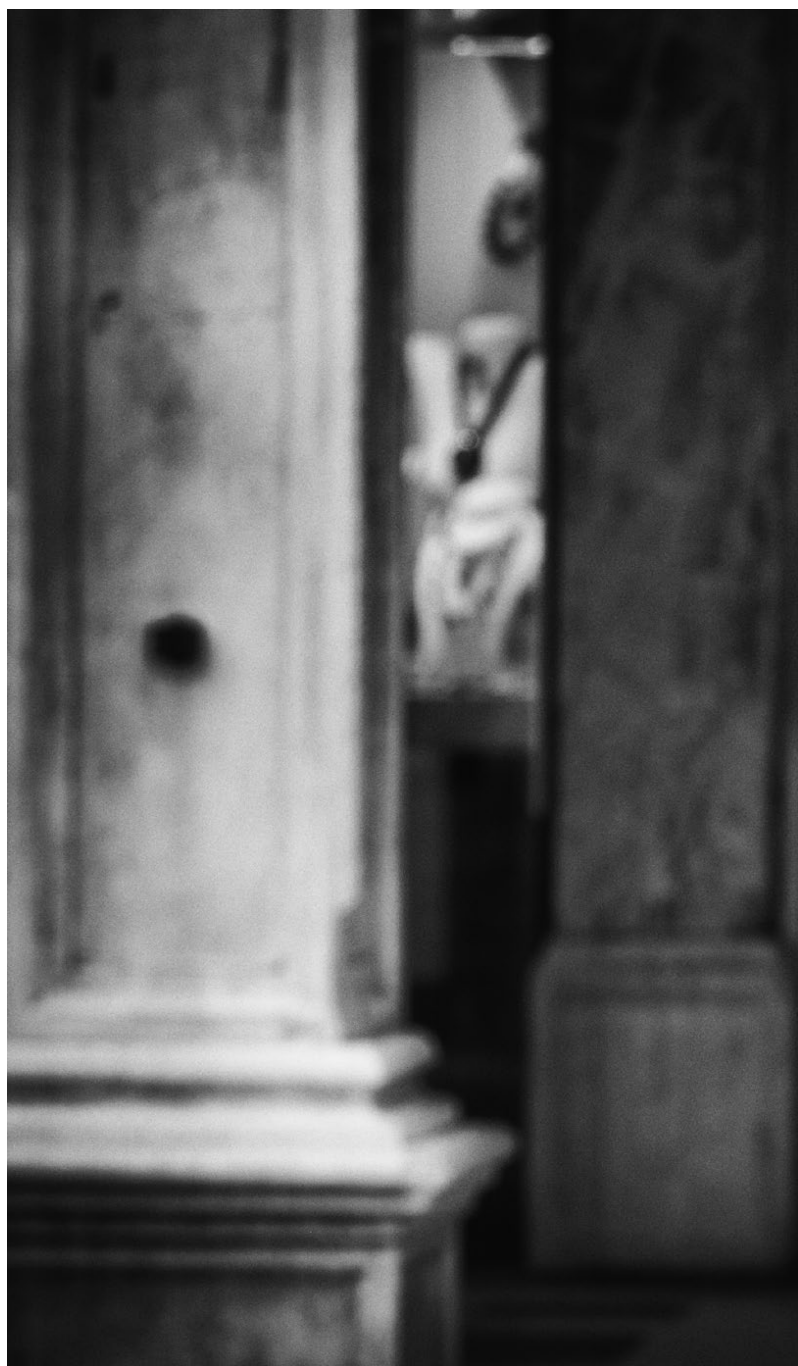


Venedig, Italien, 2010



Venedig, Italien, 2015







Venedig, Italien, 2015

werner@gstrein.at
plus_7b1aa822a8c7eb2aeca9-36357-13084-1

Was ein Foto *von* in
eins *über* macht, ist
die Interpretation –
unter Einbeziehung
aller technischen
Möglichkeiten, der
Bildsprache und des
Appells an das Gefühl.

Die Bereitschaft zur Interpretation

Im vorigen Essay ging es um die Bildsprache an sich; in diesem geht es darum, überhaupt etwas zu sagen, den Mut zu einer eigenen Meinung aufzubringen und Fragen aufzuwerfen.

Die Annahme, dass die Fotografie uns ein ihr eigenes Arsenal an Ausdrucksmöglichkeiten bietet, ist, ohne diese auch anzuwenden, bedeutungslos. Ohne menschliches Herz und Verstand, die etwas mitteilen wollen, und ohne die Bereitschaft, mit Entscheidungen Risiken einzugehen oder etwas Wichtiges ausdrücken zu wollen, kann keine Sprache der Welt etwas ausrichten. Leider ist die Fotografie schon sehr früh in ihrer Geschichte mit der Eigenschaft belegt worden, untrüglich zu sein, mit der Erwartung, dass die Kamera niemals lüge. Dies ist insofern unglücklich, da der Fotografie auf diese Weise eine Objektivität unterstellt wird, die sie niemals hatte. Da wir schließlich selbst auch daran glaubten, vergaßen wir die Verantwortung für das zu übernehmen, was unsere Fotos über das reine Handwerk zur Kunst erheben kann: Entscheidungen, Interpretation. Es ist die Interpretation infolge der vielen Entscheidungen, die wir bei jedem einzelnen Bild treffen müssen, die uns ermöglicht, das auszudrücken, was wir sagen wollen.

Wenn ich mit anderen über die Aussage unserer Fotos spreche, spüre ich immer bei denen eine gewisse Anspannung, die mit der Vorstellung Schwierigkeiten haben, dass wir mit der Fotografie Kunst betreiben (oder betreiben können). Derart zurückhaltend zu sein bei der Vorstellung, Kunst zu produzieren oder irgendetwas ausdrücken zu wollen, ist nicht gerade hilfreich. Wir können Kunst produzieren und es auch so nennen, ohne damit gleichzeitig zu sagen, dass sie hervorragend oder überhaupt gut sei. Wir können durch die Kunst Dinge zum Ausdruck bringen, die weder besonders klug noch weltbewegend sind. Seit wann soll es nicht genügen, einen einfachen Moment zwischen Mutter und Kind visuell darzustellen und damit zum Ausdruck zu bringen, dass dies schön oder menschlich sei? Wir drücken es vielleicht nicht immer elegant aus, sind ungeschickt in der Wahl der Mittel und verfallen in Klischees, und trotzdem bleibt es Kunst und kann etwas aussagen.

Wenn ich Sie also ermutige, Kunst zu machen und damit etwas zum Ausdruck zu bringen, sage ich damit nicht, dass es gute Kunst sein müsse oder sonst keine. So ist es nicht. Wir machen Kunst. Wir versuchen, visuell Gedichte zu verfassen, und dabei mag vielleicht zunächst nur die schlimmste Prosa herauskommen. Doch je mehr wir selbst schreiben, uns die Werke anderer Poeten erschließen, die dies schon viel länger betreiben, und auf diese Weise unser Vokabular erweitern, desto besser werden auch unsere Gedichte. Und tatsächlich werden eines Tages einige von ihnen hervorragend sein. Dies werden sie aber durch das stete Bemühen, sich besser auszudrücken. Unsere Arbeiten haben sich noch nie verbessert, indem wir herum-saßen und Däumchen drehten oder indem wir darauf beharrten, dass wir nichts zu sagen hätten.

Wenn Sie ansprechendere Fotos machen wollen, müssen Sie die Vorstellung akzeptieren, dass jedes absichtsvoll entstandene Foto ein Akt der Interpretation ist und die Verantwortlichkeit der Entscheidungen zur bestmöglichen Interpretation des Motivs bei einem selbst liegt. Die Kamera kann dies nicht für uns übernehmen. Wir müssen zur Interpretation willig sein. Das vor uns liegende Motiv mag für uns persönlich eine Bedeutung haben, doch es bleibt unsere Aufgabe, den besten und überzeugendsten Weg zu finden, diese Bedeutung zu vermitteln. Die kreative

Fotografie ist ein zutiefst subjektives Unterfangen. Ich würde sogar so weit gehen, dass Fotojournalismus und forensische Fotografie sehr viel subjektiver sind, als wir vermeintlich glauben. Dies soll nicht als Kritik verstanden werden, sondern dem Fotografen eine größere Rolle der Verantwortlichkeit für die aufrichtige Interpretation zukommen lassen.

Diese Sichtweise eröffnet viele Freiheiten. Das Wissen, dass jede Entscheidung unsere Interpretation des Motivs und somit dessen Wahrnehmung beeinflusst (wenn auch nicht kontrolliert), gibt uns reichlich Spielraum. Wir können mit der Perspektive arbeiten und schauen, wie die Kameraposition die Beziehungen der Bildelemente untereinander verändert und wie man folglich über sie denkt. Wir können in einem bestimmten Moment auslösen und nicht in einem anderen, was wiederum einen Akt der Interpretation darstellt, der die Bedeutung des Bildes verändert. So geht es immer weiter: die Wahl von Blende, Brennweite, Verschlusszeit, Bildausschnitt – alles hat Einfluss darauf, wie das Foto gelesen wird. Diese Freiheiten auszukosten und die Verantwortlichkeit über diese Entscheidungen anzunehmen, bestimmt, wie kreativ wir auf dem Weg zum finalen Bild sind.

Wenn es stimmt, dass mit dem Grad der Freiheit auch der der Verantwortung wächst, können wir nachvollziehen, warum dies manchen von uns so schwer fällt. Mit der Verantwortung meine ich die, das Foto und seine Betrachter bewusst in Verbindung treten zu lassen. Dies mag auch erklären, warum viele unserer Fotos nur uns selbst etwas sagen. Wenn ich ein Foto mache, sind nur ich, meine Kamera und die Dinge dabei, auf die mein Blick fällt. Darum herum sind noch Tausende von Gerüchen und Geräuschen und andere Geschehnisse, die meine Umwelt darstellen, aus dem ich mein Motiv pflücke. Nicht zu wissen, was wir sagen wollen, oder der Mangel an Bereitschaft zur Entscheidung, was die Kamera für uns in zwei Dimensionen umsetzen soll, führt in der Regel dazu, dass am Ende viel mehr auf dem Bild ist als nötig und der Bildeindruck dadurch geschmälert wird. Wenn wir dagegen zu viel weglassen, schließen wir den Kontext aus, der dem Betrachter oftmals den einzigen Hinweis zum Verständnis des Bildes liefert.

Für diejenigen unter uns, deren Arbeiten von anderen gesehen und verstanden werden sollen, reicht es nicht, dass wir lediglich uns und unsere Kamera in den Akt des Fotografierens einbringen. Während wir uns unserem eigenen Sehen und unseren Vorlieben hingeben, müssen wir zumindest an unser Publikum denken und die Szenerie auf eine Weise interpretieren, die deren Perzeption berücksichtigt. Natürlich kann man nur ahnen, wie man die Entscheidungen im Einzelfall zu treffen hat, und braucht entsprechend Mut, das Risiko von Widersprüchen und Missverständnissen einzugehen. Die Welt ist voll von Fotos, die auf halbem Wege steckenbleiben und sich ohne eigene Meinung vor Kritik schützen wollen, sodass häufig nur Nachahmerprodukte herauskommen. Das können wir besser. Wir können tief in unserem Inneren graben. Es stimmt zwar, dass schon alles fotografiert wurde, doch solange wir mehr als den Ist-Zustand dokumentieren wollen und noch nicht unsere ganz subjektive persönliche Sicht- und Fühlweise darlegen können, haben wir noch Verbesserungspotenzial.

Der Maler Robert Henri, der in seinen Schriften meine Gedanken über das Erschaffen von Kunst sehr viel eloquenter dargelegt hat als ich, riet den Malern einmal: »Malt lieber den fliegenden Geist des Vogels als dessen Federn.« Er ruft uns damit zur Interpretation auf. Obwohl er weiß, dass die einfache Illustration auch ihren Platz hat, ist sie doch nicht das, womit wir im tiefsten Inneren mitschwingen. Er spricht sich für einen subjektiven Ansatz des Kunstschaffens und das Liebäugeln mit der Abstraktion aus. Ich glaube, dass er damit auch zum Ausdruck bringen will, dass ein Gemälde (oder Foto), das *über* etwas erzählt, wirkungsvoller ist oder sein kann, als eines, das nur *von* etwas erzählt.

Was ein Foto *von* in eins *über* macht, ist die Interpretation – unter Einbeziehung aller technischen Möglichkeiten, der Bildsprache und des Appells an das Gefühl. Die Farbe ist dazu in der Lage, wie auch die Bewegung, die Spannung und die Größenverhältnisse. Die Herausforderung besteht natürlich darin, diese Ausdrucksmittel mit dem in Einklang zu bringen, was wir mitteilen wollen. Um noch einmal auf Henris Beispiel zurückzukommen: Die beste Ausdrucksmöglichkeit dessen zu finden, was wir über den Vogel denken und fühlen, bleibt immer eine große

Herausforderung. Dies erklärt auch, warum sich viele mit weniger zufriedengeben und im rein Handwerklichen steckenbleiben, statt das Risiko einzugehen, sich selbst und damit den Betrachter gefühlsmäßig tiefer einzubeziehen. Darin liegt auch der Grund, warum wir wahrhaft ergriffen sind, sobald wir auf diese Weise berührt werden, und schließlich selbst diesen Weg beschreiten: wenn wir es endlich hinbekommen und uns der Schauer der Glückseligkeit über unsere eigene Kreation über den Rücken läuft.





Istanbul, Türkei, 2016

werner@gstrein.at
plus_7b1aa822a8c7eb2aeca9-36357-13084-1





Istanbul, Türkei, 2016

werner@gstrein.at
plus_7b1aa822a8c7eb2aeca9-36357-13084-1





Istanbul, Türkei, 2016

Beim Sehenlernen
geht es nicht um
geöffnete Augen,
sondern um
Aufgeschlossenheit.

Die nötige Aufgeschlossenheit

Als ich etwa 15 Jahre alt war, sagte man zu mir, dass ich ein gutes Auge hätte. Ich fasste es, wie es gemeint war, als Kompliment auf. Doch wie so viele Metaphern ist auch diese problematisch, da sie so unterschiedlich ausgelegt werden kann. Ein gutes Auge zu haben klingt so, als sei man damit geboren worden, als sei das eine glückliche Fügung der Genetik. Was für ein Glück für mich, aber wie ich bereits angemerkt habe, sehen wir nicht nur mit unseren Augen. Das Auge ist nicht einmal im Entferntesten das, wo das Wunder des Sehens geschieht. Es geschieht im Gehirn. Das Auge trägt also bestenfalls so viel wie die Kamera zum Gelingen des Bildes bei.

Dieses Verdienst gebührt der Denkweise des Fotografen. Ein gutes Auge zu haben, bedeutet also eher so etwas wie: »Du hast eine wunderbare Art, gedanklich umzusetzen, was Du siehst.« Und doch bedeutet es noch mehr. Es bedeutet, dass Ihr Gehirn die Welt nicht nur auf interessante Weise wahrnimmt, sondern auch die Hunderte von Entscheidungen zu treffen vermag, die nötig sind, dies in einem Foto zum Ausdruck zu bringen. Wenn das Foto gemacht wird, ist die Aufgabe des Auges längst erledigt. Die wirkliche Arbeit des Fotografen passiert im Gehirn.

Beim Lernen des fotografischen Sehens geht es daher gar nicht um das Sehen mit den Augen. Es geht um die Schulung der Wahrnehmung. Dies ist eine gute Nachricht, da unser Gehirn viel formbarer ist, als wir uns bisher vorgestellt haben, und sich neu verschalten kann. Wir können lernen, auf neue Arten wahrzunehmen und zu denken und in der Folge auch neu zu sehen. Wir können zwar lernen, aufgeschlossen durch die Welt zu gehen, doch leider stellen wir dabei oft fest, dass wir bereits übertoll sind. Was wir bereits in uns tragen, verursacht häufig die vielen Probleme. Auf neue Weisen zu denken bedeutet oftmals die alten zu verlernen.

Auf die Fotografie übertragen kann ich von mir behaupten, dass mich nichts mehr verblendet als eine vorgefasste Erwartungshaltung. Wenn ich also vor einer Reise nach Indien stehe, ist mein Kopf bereits voll von Bildern, wie es dort aussieht, und von solchen, die ich dort machen möchte. Bin ich frei von solchen Erwartungen, ist die Chance größer als null, dass ich den Ort so sehe, wie er wirklich ist. Was wir also *erwarten*, macht uns blind für das, was wirklich ist. Uns gefällt zwar die Vorstellung, dass wir mit offenen Augen durch die Welt gehen, doch unsere blinden Flecken sind erstaunlich groß.

Ich habe zwölf Jahre lang als Komiker und Zauberer meinen Lebensunterhalt bestritten. Diese Tätigkeit hat mir die wichtige Erkenntnis gebracht, dass uns Erwartungen in die Irre führen. Was mir besonders dabei auffiel, war Folgendes: Je mehr wir versuchen, uns auf etwas zu konzentrieren, je mehr wir versuchen, alles zu sehen, desto sicherer sind wir uns, dass wir nicht hereingelegt werden, obwohl dies in Wirklichkeit dann umso wahrscheinlicher ist. Je mehr wir also nur auf eine Sache schauen, desto eher sehen wir andere Dinge nicht. Das ist es, was die Erwartungshaltung bei Fotografen anrichtet. Entscheidend ist also, nicht intensiver, sondern offener hinzuschauen.

Auf die Gefahr hin, zu Zen-artig zu klingen (kann man eigentlich zu Zen-artig sein?), schlage ich eine bessere Methode vor, als unsere Anstrengung beim Sehen zu verdoppeln. So gegensätzlich es auch erscheinen mag, was wir brauchen, ist Aufmerksamkeit. Wir können uns darin üben. Achten wir dazu einfach darauf, was wir

wiedererkennen. Im Wort *wiedererkennen* steckt »etwas wieder wissen«, »etwas ins Gedächtnis rufen«.

Wenn Sie einmal einen ganzen Tag im Auto verbringen, werden Sie jede Menge roter Autos sehen, die Sie aber wahrscheinlich nicht beachten. Sie erkennen Sie so gesehen nicht wieder. Ihre Augen funktionieren wunderbar, doch Ihr Gehirn blendet diese Information als irrelevant aus. Dieses Phänomen kennt man als Mustererkennung und spielt uns als Fotografen dann einen Streich, wenn wir den Baum oder Laternenmast, der einer Person auf dem Bild aus dem Kopf zu wachsen scheint, nicht sehen, bevor das Foto entstanden ist. Unser Gehirn hat den Baum als zu weit entfernt und unwichtig ausgeblendet und erst im Ausdruck (wenn wir das Motiv zwei- statt dreidimensional wahrnehmen) sticht dieses Detail ins Auge. Fällt einem dies rechtzeitig auf, erkennt man es also wieder, nimmt das Gehirn solche Sachen schon wahr, während man fotografiert. Dieses Phänomen der selektiven Wahrnehmung nenne ich auch den Rote-Autos-Effekt, wenn man also Dinge so lange nicht bemerkt, bis sie für einen wichtig werden. Wenn Sie sich ein rotes Auto kaufen und plötzlich überall rote Autos sehen, liegt das nicht daran, dass es mehr von ihnen gibt, sondern weil Ihr Gehirn sie nicht länger als unwichtig ansieht und sie wahrnimmt, sobald Ihre Augen eines erblicken.

Die Mustererkennung hilft uns auch, wenn wir diese Muster hervorheben wollen. Je mehr man beispielsweise auf gute Bildkomposition achtet, desto leichter wird man sie erkennen. Deswegen plädiere ich auch dafür, Fotos nicht nur passiv, sondern aktiv anzuschauen. Studieren Sie sie, achten Sie auf die Linienführung, den Ausschnitt, das Licht. Beschreiben Sie für sich, was den Erfolg des Bildes ausmacht. Sie können sich in einem Notizbuch auch kleine Zeichnungen jeder erdenklichen Bildkomposition anfertigen. Sobald das Gehirn sich dieser Möglichkeiten bewusst und damit vertraut wird, erkennt es sie in Zukunft sehr viel einfacher wieder.

Robert Capa prägte den berühmten Spruch: »Wenn Ihr Foto nicht gut geworden ist, waren Sie nicht nah genug dran.« Nach meinem Verständnis bezog er sich damit nicht nur auf die physische Nähe zum Motiv. Eine tiefere Vertrautheit mit ihm (also

nicht die Alltäglichkeit, die uns langweilt) hilft uns, Dinge zu sehen, die andere nicht sehen können, da sie diese kleinen Details als unwichtig erachten. Die Vertrautheit mit dem Motiv führt zu mehr Aufgeschlossenheit, besserer Wiedererkennung und damit mehr Gelegenheiten zu aussagekräftigen Fotos.

Dies gilt für Sport- als auch Landschaftsfotografen gleichermaßen, die tieferes Verständnis des Motivs Dinge vorausahnen lassen, die andere verpassen, und Dinge wahrnehmen, die anderen entgehen. Aus diesem Grund können wir direkt neben anderen Fotografen stehen und bei der späteren Betrachtung der Fotos mit Recht sagen: »Ich habe das noch nicht einmal gesehen!« Vermutlich haben Sie es schon gesehen, doch Ihr Gehirn hat es als unwichtig herausgefiltert. Um das Gehirn vom Gegenteil zu überzeugen, muss man es diesen Dingen häufig genug aussetzen, damit es diese Verbindungen herstellen kann, sich neu bahnt und sie in der Folge schneller erkennt.

An dieser Stelle können wir noch ein weiteres berühmtes Fotografenzitat bemühen und zwar das von Weegee: »Blende 8 und präsent sein.« Dies ist kein schlechter Rat, vorausgesetzt, dass damit zwei Dinge gemeint sind: die bewusste Wahl der Blende und *vollständig* präsent zu sein. Das Gehirn ist ein wahres Wunderwerk, kann aber nicht gleichzeitig alles gut. All die anderen Dinge, die wir gerade denken, können uns genauso blind machen wie unsere vorgefassten Erwartungen. Wir müssen also präsent sein und an das Jetzt denken. An *diesen* Moment, *diese* Sekunde. Nur allzu viele Momente werden verpasst, weil wir getrieben von der Furcht, diesen Moment nicht perfekt einzufangen, das Bild auf dem Kameradisplay auf korrekte Fokussierung und Belichtung überprüfen. In solchen Situationen schlüpfen wir in den Moment hinein und wieder heraus, wobei unsere Aufmerksamkeit diesen Wechseln hinterherhinkt. Wenn wir die Kamera schließlich wieder als Auge nehmen, wurde der entscheidende Moment entweder vollständig verpasst oder wir sind nicht richtig bei der Sache, um ihn auch zu erwischen. Durch den Blick auf die Kamera werden wohl mehr schöne Momente verpasst als jemals durch schlechte Fokussierung oder Belichtung zusammen.

An dieser Stelle kommt noch einmal das Handwerkszeug ins Spiel: Je besser man mit seinen Knöpfen und Einstellrädern vertraut ist und die Kamera bedienen kann, desto weniger wird sie einem im Weg stehen und umso präsenter und empfänglicher bleibt man beim Fotografieren.



Jodhpur, Indien, 2016







Jodhpur, Indien, 2016

werner@gstrein.at
plus_7b1aa822a8c7eb2aeca9-36357-13084-1





Jodhpur, Indien, 2016

Vertrauen Sie
demselben kreativen
Prozess, der sich
bei Tausenden
Künstlergenerationen
vor Ihnen bereits
bewährt hat.

Geduld

Wenn man die Zeit zu den Rohmaterialien unseres Handwerks zählt, ist die Geduld die notwendige Fähigkeit, die Zeit absichtlich in Würde verstreichen zu lassen bzw. unsere Reaktion darauf unter Kontrolle zu haben. Es ist überdies die Fähigkeit, nicht einfach nur abzuwarten, sondern währenddessen weiter empfänglich zu bleiben. Im Wissen, dass nichts immer gleich bleibt, bleiben wir aufgeschlossen, auch wissend, dass wenn wir nur lange genug warten, *irgendetwas* passieren wird. Vieles von dem, was uns fotografisch gelingt ist, ist sicher Glückssache, doch je länger wir geduldig, mit offenen Augen ausharren, desto wahrscheinlicher widerfährt uns dieses Glück.

Bei der Geduld geht es nicht darum, sich einfach mehr Zeit zu lassen.

Bei der Geduld geht es beispielsweise darum, auf anderes Licht zu warten. Nicht unbedingt, weil es gerade schlecht wäre, aber weil es vielleicht noch besser, interessanter werden könnte. Solchem Warten wohnt eine gewisse Neugier inne.

Geduld ist auch angesagt, wenn man bei einer Porträtsitzung abwartet, bis man der Person etwas mehr entlocken kann als die Maske, die sie sich auferlegt hat. Auf Ihre Bereitschaft hin, sich einzubringen und geduldig abzuwarten, bis die Person sich gut genug fühlt, ist sie vielleicht nicht gefasst, zeigt sie sich schließlich von ihrer weichen Seite. Sie warten einfach ab, bis sich etwas tut. Diese Art von Geduld ist von einem Hunger nach mehr begleitet: einer gewissen kreativen Unzufriedenheit gepaart mit der Hoffnung, dass mit der Zeit noch etwas besseres kommen könnte.

Geduld beweist man auch beim Warten auf die Flut bei der Aufnahme einer Küstenlandschaft, die man ins Auge gefasst hat, dabei noch zehn weitere Möglichkeiten entdeckt und überrascht feststellt, dass eine darunter davon noch viel besser ist als die, auf die man eigentlich warten wollte. Warten ist in Ordnung, doch mit geschlossenen Augen zu warten ist keine produktive Geduld, sondern blindes Ausharren.

Gespannte Geduld ist auch gefragt, wenn der Adler, dem man schon den ganzen Tag beobachtet, endlich seinen Kopf ins Licht drehen oder der Delfin noch ein einziges Mal aus dem Wasser springen soll, damit er die Art von Silhouette erzeugt, die Sie die ersten hundert Male verpasst haben.

Zur Geduld gehört auch, sich viel mehr Zeit einzuräumen, als man jemals für möglich gehalten hätte, sein Handwerk zu erlernen. Die vielen Zeitschriften und die Werbung haben einen nicht im Geringsten vermuten lassen, dass mit der Beherrschung der Kamera bestenfalls der erste Schritt einer lebenslangen Reise ohne festes Ziel getan ist.

Geduld mit sich selbst ist gefordert, wenn die eigenen Arbeiten eine überraschende Wendung nehmen und man die Neugier an sich heranlassen muss, die einen zu neuen Ufern führt.

Geduldig muss man sein, wenn man von anderen nicht verstanden wird, weil sich die eigenen Werke nicht gleich erschließen und sie sich den Werken erst annähern müssen. Immerhin haben *Sie* ja Ihre Werke verstanden und so lassen Sie sich nicht

beirren. Machen Sie einfach weiter, bis die anderen Ihre Arbeiten anders sehen oder bis Sie es tun.

Weder einfach Zeit verstreichen zu lassen noch blind dem gutgemeinten Rat zu folgen, einfach mehr Fotos zu machen, machen den Unterschied aus. Die Frage ist vielmehr, *wie* wir abwarten, genauso *wie* wir mehr Fotos machen. Die Zeit an sich bringt so einiges mit sich und somit mal mehr und mal weniger visuell ansprechende Momente, doch solange wir diese nicht wahrnehmen, werden sie von sich aus nicht in Fotos gemünzt.

Die Geduld ist auch deswegen so wichtig, weil unsere kreative Arbeit sehr viel auf Wiederholung beruht, der Art, wie Inspiration und Ideen sich aus Fehlschlägen und Umwegen ergeben. Unsere Geduld lässt uns diese Niederlagen überwinden und nicht den Mut verlieren, wenn wir fernab von unseren Vorstellungen große Umwege gehen, auf diese Weise interessantes Neuland entdecken und nicht in der Sackgasse enden.

Voraussetzung für diese Geduld ist Vertrauen, und das ist nicht einfach. Die meisten Künstler und die meisten Menschen überhaupt kämpfen mit der Angst. Je wichtiger uns unsere Kunst ist und je mehr wir in die kreative Arbeit investieren, desto mehr haben wir zu verlieren und desto schwerer fällt es uns, geduldig zu sein. Ohne jetzt wieder zu Zen-artig wirken zu wollen, rate ich dazu, die Dinge lockerer zu sehen. Es ist ja in Ordnung, etwas mit jeder Faser zu wollen, doch wenn wir glauben zu wissen, wie der Weg dahin genau zu verlaufen hat, klammern wir uns an die Kontrolle von etwas Unkontrollierbarem. Unser Verlangen, das zu sehen, was wir uns erhofft hatten, macht uns blind für das, was bereits da ist. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass alles, was uns blind macht, uns nicht gerade in die Lage versetzt, die wir für unsere Fotos brauchen.

Vertrauen also. Nur in was? In nichts mehr als dies: Vertrauen Sie demselben kreativen Prozess, der sich bei Tausenden Künstlergenerationen vor Ihnen bereits bewährt hat. Das ist keine Zauberei, sondern einfach harte Arbeit. Und wenn ich

sage, dass sich das auch bei Ihnen bewährt, mag es Ihnen vorkommen, als habe die Muse sie verraten. Doch wenn wir das Scheitern mit seinen schmerzhaften Ergebnissen als größten Lehrmeister zulassen, werden wir uns anhand seiner Lektionen weiterentwickeln. Sind wir schließlich erfolgreich, ist dies aufgrund dieser Fehlschläge geschehen. Natürlich ist diese zunächst schwer zu verdauende Erkenntnis in der Rückschau leichter zu verstehen. Da es auf diesem Weg so wenige Dinge gibt, die wir kontrollieren können, lässt uns das Vertrauen in diesen Prozess empfänglicher werden für Eindrücke und kreative Offenbarungen.

Nur wild um sich zu schlagen verschreckt die Muse. Seien Sie geduldig. Wenn das vor Ihnen liegende Motiv, dieses Foto, dieses Gesamtwerk nicht gelingen will, so kann es doch passieren – mit Geduld. Selbst wenn nicht, kann nur die Geduld uns weiter empfänglich halten.

Ich bin weder der talentierteste Fotograf, noch von Natur aus geduldig, doch habe ich erfahren, dass ich fast jeden beim Warten übertreffen und dabei offen und empfänglich bleiben kann. Das war für meine Arbeiten bisher immer wichtig. Die Geduld lässt mich die Augen offenhalten, doch würde ich nur der verstrichenen Zeit wegen ausharren, würde das meine Fotos keinen Deut besser machen.

Zeit verändert die Dinge, und so auch mich. Diese Veränderungen aktiv zu verfolgen, wirkt sich auf das Potenzial meiner Fotos aus. Warten auch Sie mit offenen Augen bei allem, was Sie fotografieren, bis Ihr Moment gekommen ist.

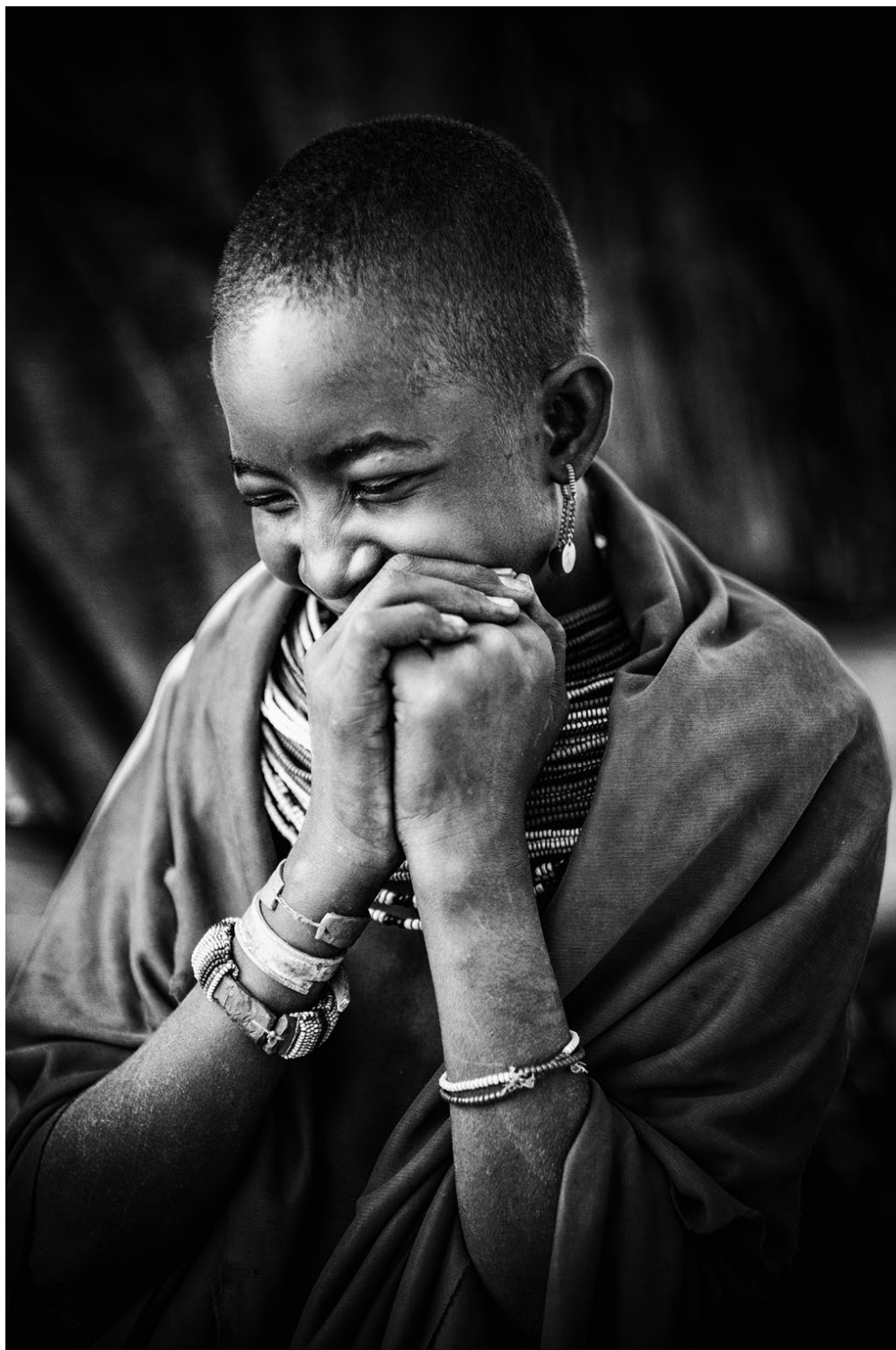


Kenia, 2015





Kenia, 2015



Kenia, 2015



Kenia, 2015

Finden Sie eine tolle
Szenerie, der nur
noch der richtige
Moment fehlt, so
warten Sie auf ihn.

Den Moment erfassen

Fotos lassen sich im Prinzip auf Licht, Linien und Momente reduzieren. Alles andere leitet sich davon ab, ist eine Unterkategorie oder eine Wirkung aus diesen drei Grundpfeilern. Je mehr Fotos ich aus der bisher kurzen Geschichte unseres Mediums studiere, desto mehr bin ich davon überzeugt, dass bereits alles fotografiert wurde. Unsere Herausforderung kann daher nur darin bestehen, Licht, Linien und Momente so im Bildausschnitt anzuordnen, dass sie unserer einzigartigen Sichtweise dieser schon so oft fotografierten Objekte gerecht werden.

In meinem Buch *Within the Frame* habe ich geschrieben, dass unser Handwerk aus dem »Malen mit Licht in begrenzten Zeitabschnitten innerhalb unseres Bildausschnitts« bestünde. Diese Zeitabschnitte kommen und gehen; einige dauern länger an, andere sind so kurzlebig, dass selbst unsere Kameras mit 1/8000 s kaum Schritt halten können. Doch selbst wenn die Kamera dieser Aufgabe gewachsen ist, so ist unsere eigene Fähigkeit, diese Momente vorauszuahnen, wahrzunehmen und in Zusammenarbeit mit dem Licht und den Linien (also der Bildkomposition) umzusetzen, diejenige Fähigkeit, die viel mehr zu guten Bildern beiträgt als jede Form der Technikverliebtheit, der wir uns so gerne hingeben. Damit ist nicht gesagt, dass

die Liebe zur Technik uns nichts bringt. Doch einen guten Moment wahrzunehmen, kommt vor dem Einfangen dieses Moments. Anders gesagt, was nützt einem eine Kamera, die auch den flüchtigsten Moment erfassen kann, wenn wir ihn erst gar nicht als solchen erkennen?

Der entscheidende Moment

Als Henri Cartier-Bresson zum ersten Mal über den entscheidenden Moment schrieb, ahnte er wohl kaum, dass er dadurch so oft zitiert wie missverstanden würde. Denn auch wenn der entscheidende Moment derjenige ist, der eine Szenerie oder Handlung am besten zum Ausdruck bringt, geht es noch um mehr. Es geht überdies um den Zeitpunkt, in dem der Höhepunkt der Handlung mit der optimalen Bildkomposition im Einklang steht. Wie der Begriff des entscheidenden Moments schon sagt, geht es um Entscheidungen. Also nicht nur, wann genau wir auf den Auslöser drücken, sondern wie wir dabei den Bildausschnitt wählen; es geht nicht nur um den Moment, sondern wie wir diesen Moment in unserem Bild integrieren.

Wie man sich unschwer vorstellen kann, gibt es dafür in der Straßenfotografie Millionen von Möglichkeiten, doch stellen wir uns dazu einfach mal folgendes Szenario vor: Ein Mann geht durch eine Menschenmenge und fällt Ihnen auf, weil er gegen den Strom läuft, helle Kleidung und einen tollen Hut trägt und sich dadurch von der ihn umgebenden Menschenmasse in Anzügen deutlich abhebt. Doch wo platzieren Sie ihn im Bildausschnitt? Wann wird sein Schreiten durch die Masse am deutlichsten? In welcher Phase des Gehens kommt dieses Schreiten am besten heraus und wirkt energiegeladener? An welcher Stelle kommt er in Ihrem Bild vor und was wird dadurch vermittelt? Soll er in das Bild hinein- oder soll er herauslaufen? Wenn es Ihnen reicht, ihn einfach nur aufs Bild zu bekommen: fein. Doch wenn Sie mehr über diesen auffallenden Mann in der homogenen Menge zum Ausdruck bringen wollen, können das allein Ihre Entscheidungen bewirken. Welcher Moment ist also der entscheidende? Das liegt wieder einmal ganz bei Ihnen und hängt davon ab, was Sie mit dem Bild sagen wollen.

Das Entscheidende an dieser Diskussion ist, dass wir die Relevanz des aktiven Ansteuerns dieser Momente erkennen. Jeder Moment zählt für sich, aber welchen wir auswählen und wo wir ihn platzieren, entscheidet darüber, wie unsere Fotos wirken. Der Moment, den *Sie* wählen, ist wahrscheinlich immer ein anderer als der, für den *ich* mich entscheiden würde, was völlig in Ordnung ist, da wir ebenso wahrscheinlich unterschiedliche Dinge zu sagen haben und dies entsprechend unterschiedlich tun.

Die Ausrüstung beherrschen

Ein ansprechendes Foto von einem tollen Moment hinzubekommen ist nicht einfach, vor allem dann nicht, wenn man während der ganzen Aktion noch mit technischen Fragen wie Scharfstellung und Belichtung beschäftigt ist. Deswegen ist der technische Bereich wichtig. Je leichter Ihnen Fokussierung und Scharfstellung in diesen kritischen Momenten von der Hand gehen und je mehr die Kamera wie eine natürliche Verlängerung Ihres Arms ist, desto eher gelingen Ihnen Fotos, bei denen Sie die Kontrolle über das Geschehen haben.

Denjenigen unter Ihnen, die eher der künstlerischen als der technischen Seite der Fotografie zugeneigt sind, sei gesagt, dass es äußerst lohnenswert ist, sich dezidiert Zeit zu nehmen, seine Hände mit der Kamera vertraut zu machen. Dazu setzt man sich am besten hin und geht die Knöpfe und Räder durch, bis man sie mit geschlossenen Augen bedienen kann und sich die Abläufe in das Muskelgedächtnis eingebrannt haben. Auf diese Weise kann man seine Einstellungen vornehmen, ohne an die Lage der Bedienungselemente zu denken, sodass in der Hitze des Gefechts alle Aufmerksamkeit der Bildkomposition und dem Einfangen des Moments gelten kann: kein mühsames Erinnern, wie man den kontinuierlichen Autofokus, die schnelle Bildfolge, die Belichtungskorrektur oder die Fokuspunkte einstellt. Dies zu erlernen erfordert nicht viel: 20 Minuten täglich mit den Bedienungselementen und Menüs spielen und nach einer Woche ist man dem Ziel, dass die Kamera einen nicht ausbremst, ein großes Stück nähergerückt. Die Aufgabe des Künstlers in uns besteht darin, sich selbst zu kennen, die des Technikers und Handwerkers in uns, unsere Einsatzmittel zu kennen. Wenn beides zusammenkommt, passiert das Große.

Ahnen Sie den Moment voraus

Jeder, der schon einmal einen tollen Moment verpasst hat, kann sich schmerzlich daran zurückerinnern, wie schnell er kam und wieder ging und wie die eigenen Bewegungen und die Versuche, ihn einzufangen, einfach zu langsam schienen. Doch solche Momente vorauszuahnen erhöht unsere Bereitschaft für den Zeitpunkt, wenn es so weit ist. Im Prinzip bleibt es ein Raten, aber wie treffsicher man dabei ist, wirkt sich darauf aus, wie gut wir diesen Moment vorausahnen.

Beobachten Sie Ihr Motiv. Schauen Sie genau hin. Gibt es vielleicht Verhaltensmuster oder -periodizitäten, wenn sich bestimmtes Verhalten wiederholt? Gibt es eventuell Hinweise, die Sie auf eine bestimmte Aktion schließen lassen können? Für eine kurze wie segensreiche Zeit habe ich als Zauberer gearbeitet, in der ich regelmäßig einen Trick mit einer Taube vorführte. Sie hatte die Angewohnheit, kurz bevor Sie sich erleichterte, leicht die Haltung zu verändern und die Federn aufzustellen (was überraschend häufig vorkam). Bald hatte ich heraus, dieses Verhalten rechtzeitig zu erkennen, in Deckung zu gehen und gleichzeitig einen Lacher zu provozieren. Sobald es mir auffiel, sagte ich dann: »Bleib hier. Mach sitz!« Dann machte sie ihr Geschäft auf den Boden, woraufhin ich enttäuscht zu ihr schaute und sagte: »Du weißt, dass ich das nicht gesagt habe. Ich sagte *sitz*.« Gut, das war nicht gerade höchst originell, hat aber immer funktioniert.

Ganz gleich, ob Sie nun Hochzeits-, Sport- oder Porträtfotograf sind, die Person(en) genau zu studieren und auf Schlüsselsignale zu achten, hilft Ihnen, besser auf diese Momente gefasst zu sein.

Halten Sie den Moment fest

Selbstverständlich besteht die größte Schwierigkeit darin, die entscheidenden Momente schnell zu erfassen und dann festzuhalten. Es nützt einem wenig, seine Ausrüstung gut zu kennen und den Moment vorauszuahnen, wenn man ihn schlussendlich nicht sieht und im Bild erfasst. Was mich sehr oft verwundert, ist, wie oft Digitalfotografen schon nach wenigen Aufnahmen auf ihr Kameradisplay schauen. Dort passiert der entscheidende Moment sicher nicht! Dann ist es bereits zu spät.

Besser ist es, wenn man die Augen weiter offenhält und das Geschehen vor einem beobachtet. Die Bilder können Sie sich später noch anschauen. Fragen Sie sich lieber, was als Nächstes passieren könnte, und warten dann darauf. Wie schon in der vorigen Abhandlung erwähnt, geht es bei der Fotografie viel um Geduld. Finden Sie eine tolle Handlung, bei der nur noch das Foto mit dem richtigen Moment fehlt, bleiben Sie einfach dran. Wenn eine porträtierte Person noch nicht ihre Maske hat fallen lassen oder das Licht noch nicht so richtig schön auf die Augen geschienen hat, so warten Sie einfach darauf. Was bei Porträts in der Regel eine Sache von Minuten ist, kann für den Landschaftsfotografen auch Monate oder Jahre des Wartens bedeuten.

Tolle Momente findet man nicht einfach oder stolpert drüber, sondern muss meist auf sie warten. Ob Sie diesen Moment dann fotografisch festhalten oder nicht, hängt maßgeblich von Ihrer Geduld ab – dafür gibt es keine ideale Kameraeinstellung.

So spielt das Leben

Schlussendlich ist es eben so, dass man mehr Momente verpasst, als man jemals sehen oder erzeugen könnte. Gleichzeitig bedeutet dies einerseits, dass solche Momente immer vorkommen können, und dass sie andererseits sehr wertvoll sind, wenn sich alles wunderbar fügt, wir unseren Bildausschnitt um eine bestimmte Kombination von Linien, Licht und den Moment legen können und ein Bild machen, das ansonsten unbemerkt vertan wäre.

Solche Momente zu würdigen und unser Verlangen nach ihnen zu stillen, erhöht unsere Kreativität und unsere Empfänglichkeit für sie. Den nie entstandenen Bildern nachzutruern oder damit zu hadern, dass unsere fotografischen Fähigkeiten nicht mit der Geschwindigkeit des Geschehens Schritt halten können, hindert uns bloß daran, uns als Künstler weiterzuentwickeln.

Das Handwerk beherrschen, präsent sein und weiter auf die nächste Aufnahme gespannt sein, die wir so nicht erwartet haben, ohne Scheu nach vorne blickend und dem Verpassten nicht nachtrauernd, so wird die Flamme der Kreativität angefacht und die Bilder angestoßen und umgesetzt, an denen unser Herz hängt.



Jodhpur, Indien, 2016





Jodhpur, Indien, 2016





Jodhpur, Indien, 2016



Bei der Kreativität
geht es um zwei Dinge:
unsere Art zu denken
und wie wir diese
Gedanken in die Tat
umsetzen.

Respekt gegenüber dem kreativen Prozess

Das Fotografieren ist ein kreativer Akt. Jedesmal, wenn Fotografen von sich behaupten, sie seien »nicht besonders kreativ«, muss ich seufzen, da es so klingt, als wäre dies ein genetischer Defekt, der sie daran hindere, die Dinge kreativ umzusetzen, von denen sie sich wünschten, sie könnten es. Soweit ich sagen kann, geht es bei der Kreativität um zwei Dinge: unsere Art zu denken und wie wir diese Gedanken in die Tat umsetzen.

Die Kreativität lässt sich mit dem Verstand erfassen und wir können aktiv »kreativer werden«. Das Erste, was wir tun können, ist, sich mit der Vorstellung vertraut zu machen, dass die Kreativität weniger ein linearer als ein spiralartig verlaufender Prozess ist. Wir haben Gedanken, machen etwas mit ihnen und dann führt uns die Kreativität zu neuen Gedanken, neuen Fragen und wiederum zu neuen Kreationen. Dabei beruht die Kreativität auf Handlung. Die Kreativität ist also mehr ein Arbeitsethos als alles andere. Als Thomas Edison von einem Prozent Inspiration und neunundneunzig Prozent Transpiration sprach, meinte er genau das damit, die unmittelbare Verbindung des Denkens mit dem Handeln.

Die Frage, wie man kreativer werden kann, ist also sehr wichtig.

Doch zunächst ein kleiner Diskurs.

Was Kreativität nicht ist

Im Zusammenhang mit diesen Überlegungen finde ich es wichtig, Ihnen zu sagen, dass das alleinige Streben nach Originalität nicht im Entferntesten mit Kreativsein zu tun hat. Ich glaube kaum, dass Originalität für sich genommen ein erstrebenswertes Ziel ist. Im Prinzip leitet sich alles von irgendwo ab, und wie viele Schriftsteller bereits gemerkt haben, sind alle Künstler in gewisser Weise Diebe. Sie borgen sich Ideen, nehmen sie an und machen neue Dinge aus alten, sodass es im Grunde nichts Neues unter der Sonne gibt. Der Originalität nachzujagen ist daher nicht nur sinnlos, sondern lässt meist auch das Publikum außen vor, das die Werke rezipieren soll. Ganz gleich, um wen es sich bei diesem Publikum handelt, so fühlt es sich doch insgesamt mehr zu den aufrechten, ansprechenden Arbeiten hingezogen als zu denen, die allenfalls »neuartig« sind. Seien Sie also lieber Sie selbst, seien Sie ehrlich, und dann stellt sich die Originalität mitunter von selbst ein. Der Schriftsteller C. S. Lewis bemerkte dazu treffend: »Auch in der Kunst und Literatur wird niemand, der sich angestrengt um Originalität bemüht, jemals originell sein. Versucht man jedoch, einfach die Wahrheit zu sagen (ohne sich einen Deut darum zu scheren, wie oft sie schon gesagt worden ist), wird man in neun von zehn Fällen originell sein, ohne es überhaupt zu merken.«

Auf Originalität aus zu sein ist also eine Falle. Was soll das überhaupt sein? Denn wenn wir nicht gerade etwas direkt kopieren wollen, ist alles von uns Geschaffene streng genommen original. Für mich lautet die Frage also eher: »Ist es das, was ich kreieren *wollte*? Gehört es zu mir?« Das genügt mir, und diese beiden Fragen halten mich davon ab, mich durch den vermeintlichen Anspruch einer so genannten Originalität verleiten zu lassen. Derlei Bedenken überlasse ich gerne den Kunstkritikern, die von der Bürde, selbst Dinge wie Kunst zu produzieren, befreit sind.

Doch wie nun können wir unsere Befähigung zu neuen Ideen und deren Umsetzung steigern?

Werden Sie interessierter

Als ein junger Fotograf Jay Maisel fragte, wie er interessantere Fotos machen könne, gab dieser die berühmt gewordene Antwort: »Werde eine interessantere

Person.« Dem könnte man meiner Meinung nach hinzufügen: »Werde zu einer interessierteren Person.«

Das Leben dreht sich nicht um die Fotografie, sondern in der Fotografie geht es um das Leben. William Shatner war 1986 Gast in *Saturday Night Live* und stellte sich selbst in einem Sketch über Star-Trek-Kongresse dar. Und wie er so vor den ganzen Fans in Kostümen und mit Spock-Ohren stand, rief er ihnen zu: »Habt Ihr denn kein eigenes Leben?« Dieser Denkanstoß wäre auch für jeden Kamerabesitzer der richtige. Wenn sich bei uns alles nur noch um die Fotografie selbst dreht, wir uns von den Einflüssen der Welt und den Lebenserfahrungen abkapseln, wovon sollen dann unsere Fotos handeln? Wenn wir noch Fotokataloge wälzen und uns auf Websites herumtreiben, auf denen der Einsatz von externen Blitzern erklärt wird, woraus sollen wir dann unsere eigene Kreativität schöpfen? Um die Kamera sinnvoll in die Welt zu tragen, muss unsere Welt aus mehr bestehen als nur aus der Kamera.

Die Kreativität ist kein magischer Prozess und weit davon entfernt, lediglich ein Geschenk von Musen oder Engeln zu sein. Sie ist zwar gewiss eine Art Wunder, wie unser Gehirn, aus dem sie entspringt, ebenso eines ist, doch die kreativen Vorgänge werden immer besser verstanden. Inzwischen wissen wir, dass die Ideen nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel kommen. Wenn man die Idee hat, mag einem dies zwar so vorkommen, doch die Saat für diese Idee wurde bereits sehr viel früher ausgebracht und konnte in der Zwischenzeit in Ruhe aufgehen. Die Ideen kommen also, wenn das Gehirn zuvor nicht assoziierte Gedanken in Verbindung bringt, und je mehr dieser Gedanken uns als Rohmaterial zur Verfügung stehen, desto mehr dieser Verbindungen können eingegangen werden. Steve Jobs sagte einmal, dass Kreativität kaum mehr sei, als Dinge zu verbinden. Solche Dinge zu sammeln, bringt uns die beste Grundlage für neue Ideen. Mit diesen »neuen Ideen« meine ich nicht die ganz großen Würfe, die die Welt verändern. Mein Freund und Fotografenkollege Zack Arias bemerkte dazu einmal, dass wir Fotografen seien und nicht Krebs heilen wollten. Unter Ideen verstehe ich in diesem Zusammenhang mehr die Was-wäre-wenn-Fragen, die wir an uns selbst richten und die unseren Arbeiten eine neue Richtung geben.

Wenn man sich einmal Zeit nimmt, Filme anzuschauen und sich über das bildliche Geschichtenerzählen aus cineastischer Sicht Gedanken macht, kann das zu folgenden Fragen führen: Wie wäre es, ich würde die Farbgebung meiner Fotos bewusst gestalten? Wie wäre es, ein anderes Seitenverhältnis zu verwenden? Mein Weißabgleich arbeitet immer so gnadenlos naturgetreu. Wie wäre es, ich würde die Farbtemperatur etwas freier gestalten und so die Bildstimmung gezielt beeinflussen?

Einem Ballett zuzuschauen kann in einem die Leidenschaft für die Bewegung und deren Umsetzung in den eigenen fotografischen Werken erwecken. Wie kann sich der Besuch einer Van-Gogh-Ausstellung auf die eigenen Arbeiten auswirken? All dies überlegen wir nicht, um schlicht nachzuahmen, sondern um Eindrücke zu sammeln und vielleicht eines Tages, unter der Dusche, eine Idee zu haben, wie man aus der Leidenschaft für ballettartige Bewegung und der Van Gogh'schen Farbgebung etwas Neues schaffen könnte, an das man noch nie gedacht hat. Ohne diese Dinge, Eindrücke, gibt es nichts zu verbinden. Die Neugier wird Sie dazu bringen, solche Eindrücke zu sammeln. Sich immer zu fragen, »was wäre wenn«, lässt Sie die Verbindungen herstellen. Dahinter stecken das Bestreben, immer etwas Neues zu lernen, und die Offenheit, mehr zu erfahren oder auszukosten, als man möglicherweise erwartet hat.

Wir sind durch die Summe der Einflüsse auf uns zu dem geworden, was wir sind. Je gezielter, aber auch vielfältiger diese Einflüsse sind, desto interessanter werden wir als Person. Und daraus entstehen Werke, die ebenfalls interessanter sind.

Lassen Sie sich Zeit zur Reife

Die Eindrücke und Gedanken verknüpfen sich nicht auf der Stelle. Ideen brauchen ihre Zeit zu reifen. Das Gehirn ist zwar fähig, erstaunliche Verbindungen herzustellen, lässt dies allerdings eher über die Zeit geschehen. Durch die ständig neuen Reize im Verlauf der Zeit bekommt das Gehirn mehr, mit dem es arbeiten kann. Es braucht seine Zeit, um damit herumzuspielen, und Druck hilft da gar nicht.

Der Schlüssel zu neuen Ideen liegt also im Zugang zu verschiedenen Einflüssen (je vielfältiger desto besser) und darin, sich selbst Zeit zu geben, über sie nachzudenken. Es wäre natürlich wunderbar, wenn es ausreichen würde, einfach mehr Filme zu schauen oder mehr Bücher zu lesen, um neue Impulse für unsere Werke zu erhalten. Doch leider können wir schlecht vorhersagen, welche dieser Impulse sich mit welchen verknüpfen und vor allem wann. Dieses Rohmaterial reifen zu lassen, während wir stetig neues aufnehmen, ist also wichtig. Es reicht nicht, einfach herumzusitzen und auf den Zauber zu warten. Es gibt hier keine Zauberei.

Sammeln Sie also Rohmaterialien, werfen Sie sie in den Topf und lassen Sie sie garen, während Sie neue Dinge auskundschaften. Nicht einfach nur mehr Dinge, sondern neue. Sind Sie etwa Hochzeitsfotograf? Dann schauen Sie sich Aufnahmestile an, die ganz anders sind als der Ihrige. Analysieren Sie Landschaftsfotos. Lesen Sie Liebesgeschichten und schauen Sie französische Filme von Regisseuren, deren Namen Sie nicht aussprechen können. Finden Sie Anreize, an die andere nie gedacht haben und von denen Sie nie etwas gehört haben, und schon bald tanzen mehr Gedanken in Ihrem Kopf herum, als Sie glauben, verarbeiten zu können.

Verurteilen Sie Ihre Ideen nicht

Ihre Aufgabe besteht nicht darin, aktiv tolle Ideen zu produzieren. Ihre Aufgabe ist es, neue Reize aufzugreifen und ihnen Zeit zu geben zu reifen, sich neu zu verknüpfen, um dann auf diese zu hören. Ich habe den Verdacht, dass wir viel mehr neue Gedanken und Ideen haben, als wir uns zugestehen, wir diese aber oft verwerfen, weil sie uns unrealistisch, undurchführbar oder schlichtweg dumm erscheinen und wir deswegen nicht auf sie hören. Vieles von dem ist sicher nicht Gold wert, wir sollten diese Ideen dennoch berücksichtigen und analysieren, denn wenn sie uns auch zunächst unausgegoren erscheinen mögen, später, im Kontext anderer scheinbar weniger guter Ideen, können sie vielleicht doch zu Gold werden. So gesehen gibt es auch keine schlechten Ideen, sondern höchstens unvollständige, die im geschützten Raum noch etwas gedeihen müssen. Schreiben Sie sie also nicht komplett ab, bevor Sie Ihnen die Chance zum Wachstum und zur Wandlung gegeben haben.

Bei meinen Fotos, die ja nichts anderes als Ideen in visueller Form sind, gehe ich genau so vor. Ich sage zwar oft, dass ich Festplatten voller Schrottfotos habe, aber eigentlich sind sie kein Schrott. Es sind Vorentwürfe, die das kreative Räderwerk am Laufen halten und mich Fragen über meine Arbeiten stellen lassen, die mir schlussendlich zu besseren Fotos verhelfen. Was hatte ich im Sinn? Warum hat das nicht funktioniert? Hat es wirklich nicht funktioniert oder haben meine Erwartungen mir einen Weg in eine neue Richtung oder zu einem Ergebnis versperrt, das noch besser gewesen wäre als meine Ursprungsidee? Wie kann ich diese Linie, Form oder diese Beziehung zwischen Bildelementen durch besseres Licht oder einen besseren Moment verstärken und dadurch etwas äußerst Wirkungsvolles erschaffen?

Unsere Fragen bewirken hier oft schon mehr als die Antworten darauf. Die Fragen eröffnen uns neue Möglichkeiten, während uns konkrete Antworten nur jeweils eine Möglichkeit erlauben und die anderen nicht mehr zum Zug kommen, was nicht gerade der optimale Nährboden für etwas wirklich Neues ist.

Legen Sie sich selbst mehr Beschränkungen auf

Ich habe schon vielen Leuten nahegelegt, sich gemäß Lao-Tse selbst Beschränkungen aufzuerlegen: »Was Dir im Weg steht, ist der Weg.« Daran glaube ich immer noch. Doch jetzt denke ich noch weiter und lege meinen Schülern ans Herz, sich ganz bewusst auf Beschränkungen einzulassen, weiter unter ihnen zu arbeiten und wenn sie nicht drastisch genug ausgefallen sind, sie nochmals zu verschärfen.

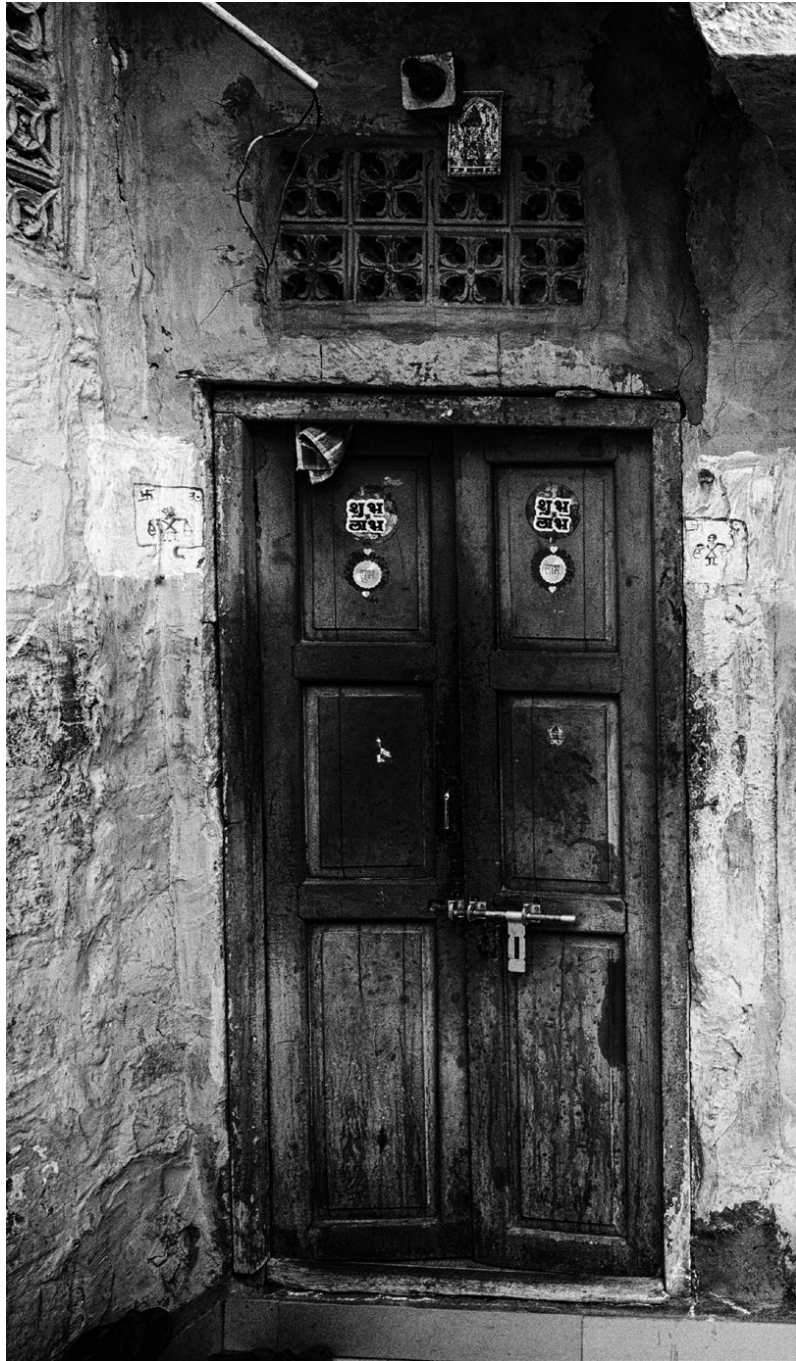
Um unsere Kreativität anzufachen, könnten es Beschränkungen wie diese sein: Fotografieren Sie nur in Schwarz-Weiß. Verwenden Sie nur ein 24-mm-Objektiv. Fotografieren Sie einen Monat lang nur im quadratischen Seitenverhältnis. Fotografieren Sie ausschließlich bei Gegenlicht. Wählen Sie keine Verschlusszeit unter 1/2 s. Wählen Sie Ihre persönliche Beschränkung aus und beobachten, wie sich dann Ihre Ideen entwickeln, die unter dieser Vorgabe entstehen und in die Tat umgesetzt werden. Bei jeder Reise oder Auftragsarbeit lege ich mir eine Beschränkung auf und setze mir ein Ziel für das Ergebnis.

Als ich beispielsweise in der Wildnis des Khutzeymateen Provincial Park in Britisch-Kolumbien war, um dort Grizzlybären zu fotografieren, habe ich mir Beschränkungen sowohl beim Fotografieren selbst als auch bei der Nachbearbeitung auferlegt. Ich habe ausschließlich im 16:9-Seitenverhältnis fotografiert, wodurch ich zu ganz anderen Bildkompositionen gezwungen war, als ich es von 4:5 gewohnt war, mit dem ich in den zwei Jahren zuvor meist gearbeitet hatte. Bevor ich zu den Bären flog, hatte ich in Italien mich zum Seitenverhältnis von 1:1 gezwungen. Derlei Beschränkungen erfordern neue Ideen und Arbeitsweisen. In einem 16:9-Format muss man logischerweise ganz anders gestalten als bei 1:1. Aus den neuen Anforderungen erwachsen ganz neue, überraschende Kompositionen.

Beginnen Sie jetzt

Je weniger Zeit zwischen der Saat einer neuen Idee (oder der seltenen Erleuchtung) und der Umsetzung in die Tat vergeht, desto besser. Während zwar einerseits Zeit vergehen muss, damit eine Idee zur Reife kommt, sollte man andererseits bei der Umsetzung nicht zu lange zögern, damit die Stimme der Angst, der so genannte gesunde Menschenverstand, nicht wieder die Oberhand gewinnt oder Zerstreuungen des Alltags diesen Schwung der Begeisterung ausbremsen. Sagen Sie sich nicht: »Ich muss die Idee erst vollständig durchdacht haben.« Das ist Blödsinn. Am besten entwickeln sich die Ideen in der laufenden Praxis weiter. Machen Sie sich eine Zeichnung in Ihrem Notizbuch, buchen Sie Ihr Modell oder ein Studio oder machen Probeausdrucke für Ihr neues Buch. Suchen Sie sich Mitstreiter oder tun sonst etwas, das für Ihren Plan zu tun ist. Legen Sie los!

Solange Sie Ihre Idee nicht angefangen haben umzusetzen und sie etwas Zeit, Raum, kleinen Missgeschicken und unerwarteten Impulsen von außen ausgesetzt haben, können Sie nicht sagen, ob sie wirklich gut war oder nicht. Es ist völlig in Ordnung, ein Projekt einzustampfen oder ihm eine völlig neue Richtung zu geben – schließlich geht es um Kreativität und nicht um Hausaufgaben. Geben Sie trotzdem nicht auf, bevor Sie es nicht ernsthaft probiert haben, denn nur durch Ausprobieren kann aus solchen halb ausgereiften Projekten etwas werden, das Ihre Vorstellungen sogar weit übertreffen kann.





Jodhpur, Indien, 2016



Jodhpur, Indien, 2016







Jodhpur, Indien, 2016



Jodhpur, Indien, 2016



Kreativität ist schon
ohne den Versuch,
der Unsicherheit
des Lebens und den
eigenen Annahmen
und Erwartungen
gerecht zu werden,
keine einfache Sache.

Die Bereitschaft zum Loslassen

Was den Kampf mit der Kreativität angeht, hat der kolumbianische Schriftsteller Gabriel García Márquez den besten Rat gegeben, den ich jemals gehört habe: »Mühen Sie sich nicht zu sehr ab. Die besten Dinge passieren völlig unerwartet.« Er propagiert damit das kreative Loslassen. Mit Aufgeben hat das nichts zu tun. Es ist keine Resignation gegenüber uns stärker erscheinenden Kräften, die uns zurückhalten wollen. Es ist vielmehr die Bejahung von Kräften, die uns in Richtung von Dingen treiben, die sich unserer Erwartungshaltung entziehen. Diese Richtung ist bedeutsamer, interessanter, weil sie keine Kompromisse eingeht und sich nicht mit weniger zufrieden gibt. Dieses Loslassen gibt unserem Verlangen nach etwas Größerem Raum, als wir uns zunächst vorgestellt haben, und möchte nicht, dass wir es verpassen. Es geht darum, den Strom des Lebens zu erkennen und in ihn einzutreten, statt gegen ihn anzukämpfen.

Diese Art des Loslassens, diese Aufnahmebereitschaft ist sowohl für unsere Kreativität als auch unser ganzes Leben wichtig. Es gibt Zeiten, in denen wir uns mit allen Kräften für unsere Belange einsetzen, und andere, in denen wir loslassen müssen. Dabei geht es nicht um Gewinnen oder Verlieren, nicht um Stolz oder um die Angst, die Zeche zu zahlen. Nein, hier geht es darum, uns den Möglichkeiten hinzugeben und zu schauen, wohin der Strom uns trägt.

Wenn wir nicht gerade im Studio arbeiten (und manchmal selbst dort), macht das Leben mit uns, was es will. Es gab nicht einen einzigen Fall, bei dem sich die Situation auf einer verstaubten Straße in Äthiopien meiner Einwilligung entsprechend abgespielt hätte. Die wundervollen Wesen, die ich dort fotografierte, haben stets das getan, was sie für richtig hielten, ohne auf meine Wünsche einzugehen. Die Menschen, die wir fotografieren, haben alle eine eigene Seele und einen eigenen Willen. Wenn wir authentisch an unsere Fotografie herangehen wollen, sind wir gut damit beraten, uns deren Willen zu beugen und zu schauen, wohin uns das führt. Wir halten uns mit unseren Kameras für die entscheidenden Momente bereit. Der Unflexible wird vom Leben selten belohnt, sondern eher bestraft.

Das Abmühen fordert sehr viel Energie und Aufmerksamkeit von uns. Für die meisten von uns besteht das Ziel nicht im Gewinnen, sondern im Erschaffen. Steven Pressfield hat in seinem Buch *The War of Art* den Begriff des Kampfs in der Kreativität geprägt, doch das sollte nicht von dem ablenken, was er eigentlich sagen wollte. Die Kunst selber ist kein Kampf, kein Krieg. Bei der Schlacht geht es nicht um äußere Feinde, sondern um *innere*, die er treffend Widerstände nennt: Die Stimme, die uns im Bett hält, statt um vier Uhr morgens aufzustehen, um den Sonnenaufgang zu fotografieren; die Stimme, die uns klarmachen will, wie unangenehm es uns doch sei, Fremden auf der Straße näherzutreten; die Stimme, die uns das eigene Projekt zu Seite legen, das Ausdrucken unserer Werke aufschieben oder Zweifel an unserem Buchprojekt aufkommen lässt. Gegen diese Stimmen gilt es anzukämpfen. Diese Schlachten gilt es zu schlagen.

Mir geht es jedoch nicht um den Kampf. Es geht mir nicht um diese Widerstände, denen wir uns einfach hingeben sollen.

Der Kampf, den es loszulassen gilt, ist der, der uns von unseren besten Arbeiten abhält, der uns die kreative Energie und unser Bewusstsein für das Licht, die Linie und die Momente raubt, die unsere Fotos ausmachen. Wir sollten den Kampf gegen unsere Erwartungen aufgeben.

Kreativität ist schon ohne den Versuch, der Unsicherheit des Lebens und den eigenen Annahmen und Erwartungen gerecht zu werden, keine einfache Sache. Falls Sie der Gedanke des Loslassens Ihrer eigenen Annahmen und Erwartungen überfordert oder Sie ihn als Schwäche auslegen, hilft Ihnen vielleicht die Vorstellung, wie Kraft in der Kampfsportart Aikido eingesetzt wird. Kraft wird dort nicht mit Gegenkraft beantwortet, sondern abgeleitet. Der Schlag des Gegners wird also nicht abgeblockt, sondern soll dorthin in die Luft gehen, wo er ursprünglich treffen sollte. Der Angegriffene weicht unterdessen deutlich zur Seite aus und zieht den Arm des Schlagenden unter Ausnutzung der Schlagenergie so, dass dieser zu Fall kommt. Auf diese Weise wird der Kraft viel effizienter begegnet, vor allem dann, wenn der Gegner eigentlich sehr viel stärker ist. Das Ganze sieht auch sehr elegant und würdevoll aus, wie ein Tanz.

Eine Situation anzunehmen, *wie sie ist*, ist der Schritt zur Erkenntnis, was ist. Ringen wir mit unseren Erwartungen und Hoffnungen auf ein bestimmtes Foto, werden wir unfähig zu erkennen, *was ist*. Dieser Tunnelblick hält uns davon ab, empfänglich und aufmerksam zu bleiben, was ja die wichtigsten Eigenschaften eines Fotografen sind – ob er gerade eine Kamera in der Hand hält oder nicht.

Loslassen heißt, sich dem Lauf der Dinge zu überlassen. Damit sind weder Tatenlosigkeit noch Passivität gemeint. Es ist vielleicht mehr ein Loslassen der Aktivität der linken Gehirnhälfte zu Gunsten der rechten, also das strikt analytische und kritische Denken zugunsten einer gnädigen, offenen Haltung aufzugeben. Dadurch *erfühlen* wir mehr, was wir fotografieren, genau so (wenn nicht mehr), wie wir

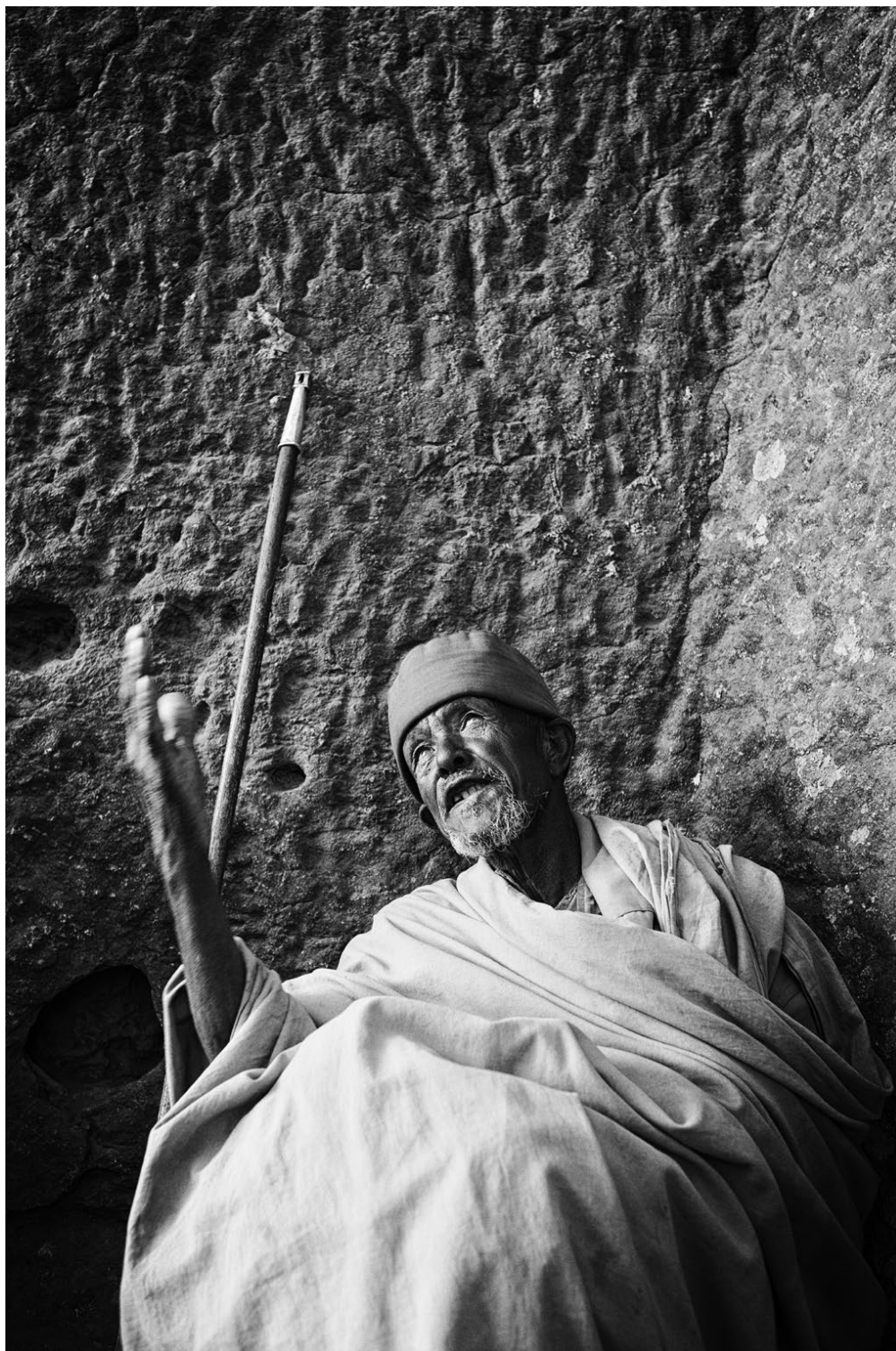
bewusst darüber nachdenken. Dies als Passivität oder gar Apathie auszulegen, wäre bedauerlich.

Im Großen und Ganzen bedeutet dies, sich dem Lauf der Dinge zu überlassen, diesen Fließzustand (Flow) zu erleben. Dabei stellt sich auf einem hohen Niveau auch eine Art Fließgleichgewicht zwischen der Herausforderung der Aufgabe und unserem Können ein. Dieses Fließgefühl stellt sich demnach nicht ein, wenn die Aufgabe unsere Fähigkeiten übersteigt: Dann ist es Mühe. Umgekehrt verhält es sich, wenn unsere Kenntnisse und unser handwerkliches Können unsere Anforderung an das Sehen weit übertreffen. In solchen Fällen stellt sich Routine und Langeweile ein. Das Fließgefühl haben wir, wenn unser Sehen unser technisches Können fordert und uns in einen Zustand extremer und fast unbewusst stattfindender Konzentration versetzt.

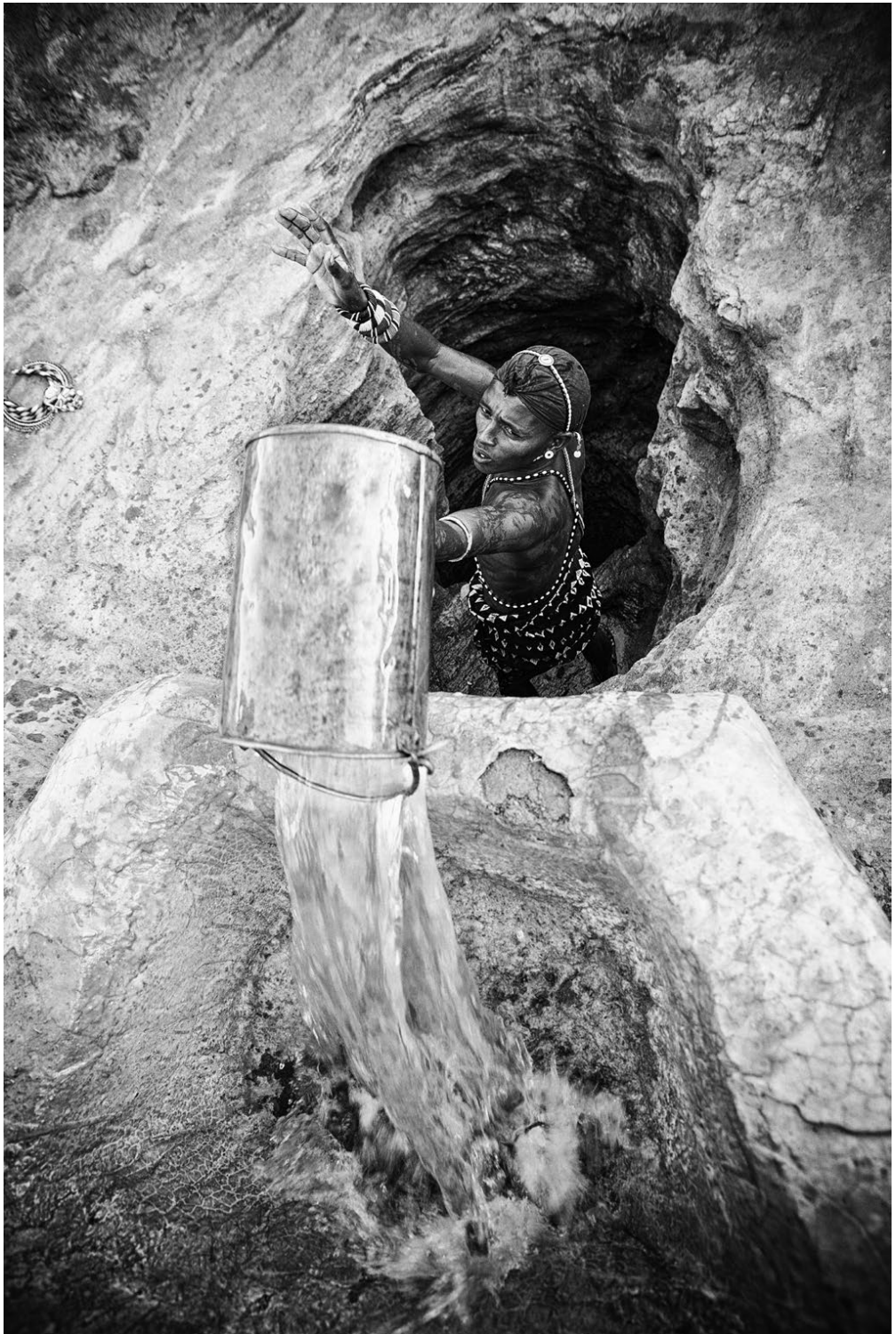
In solchen Augenblicken findet dieser Tanz statt, wenn wir nicht mehr versuchen, die Kontrolle zu übernehmen, uns dem Strom überlassen und schauen, wohin er uns trägt.

Doch die ganze Diskussion um das Loslassen kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir den Fließzustand nicht bewusst kontrollieren können. Um dorthin zu gelangen, hat man oft harte Arbeit vor sich. Ganz gleich, in welcher Disziplin wir tätig sind, ohne technisches Können und Vorstellungskraft gelangen wir nicht dorthin. Es gehört immer eine gewisse Herausforderung dazu und die Fähigkeit, diese zu meistern. Stellt sich bei mir dieses Fließgefühl nicht ein, stelle ich mir diese Herausforderung in Form einer Beschränkung oder indem ich mir größere Ziele setze. Die Kreativität muss sich an etwas abarbeiten. Eignen Sie sich neue Fertigkeiten an, arbeiten Sie mit neuen Techniken, machen Sie sich täglich auf die Suche nach etwas, das Sie inspiriert. Das Fließgefühl kommt auf dem Rücken harter Arbeit dahergeritten und wenn es echt ist, müssen Sie wahrscheinlich nicht erst sehr stark daran denken, sondern es einfach geschehen lassen und weiterarbeiten.

Es scheint jetzt so, also würde ich hier zwei gegenteilige Ansichten vertreten, also sowohl zu kämpfen als auch loszulassen. Das liegt einfach daran, dass Sie im kreativen Prozess beide ihren Platz haben. Mein Vorschlag lautet daher, so lange zu kämpfen, bis man in die Lage kommt, dass sich das Fließgefühl einstellen kann. Kämpfen respektive arbeiten Sie für das, was Sie wollen, bleiben aber offen für die größeren Dinge (wie Gelegenheiten und Möglichkeiten, an die Sie nie gedacht haben), wenn es um deren Umsetzung geht. Für die meisten von uns gilt, dass das, was wir erschaffen, größer ist, als wir zunächst angenommen haben, und das Fließgefühl uns dorthin trägt.



Lalibela, Äthiopien, 2012

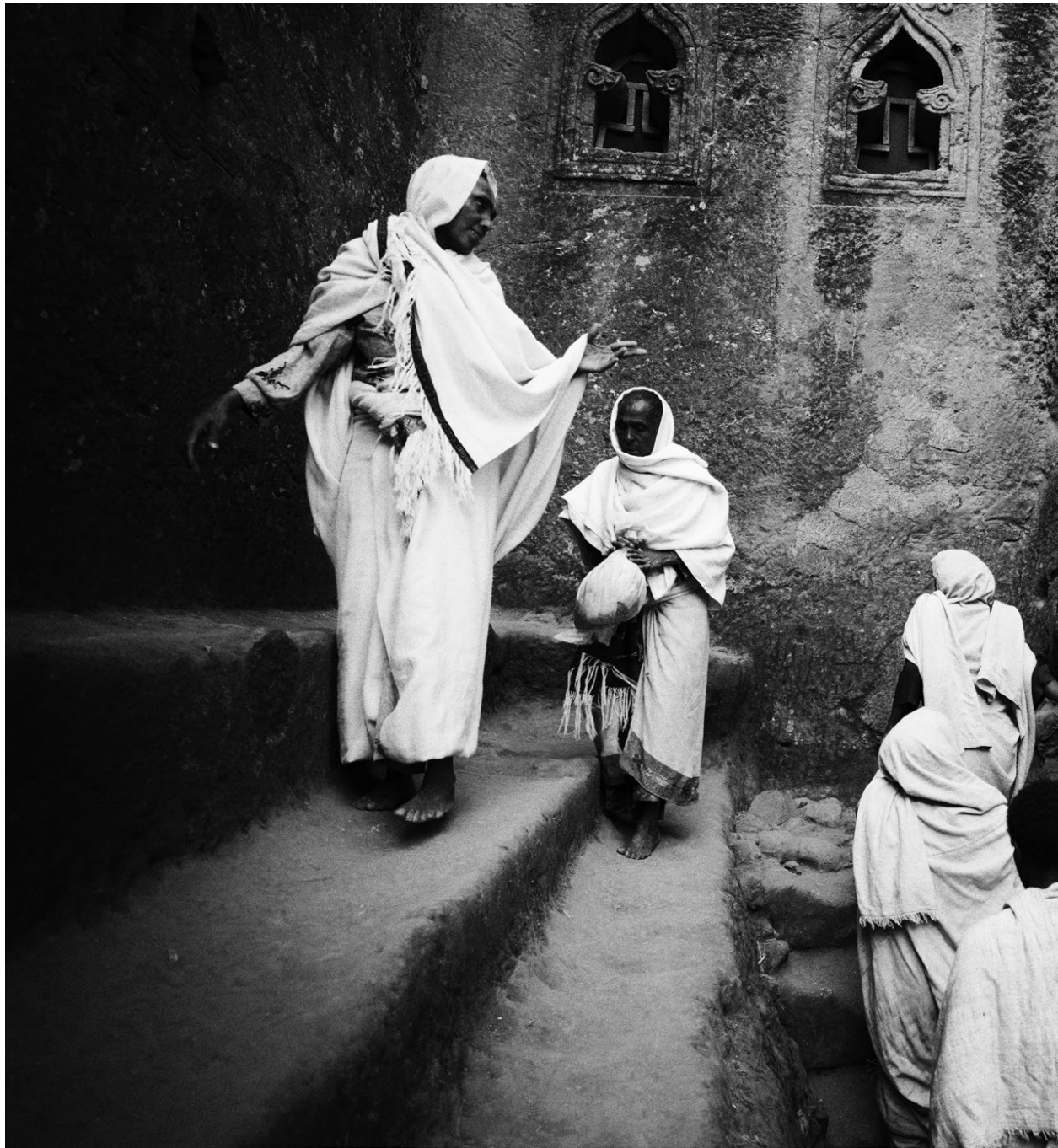


Kenia, 2011



Lalibela, Äthiopien, 2014





Lalibela, Äthiopien, 2014



Je neugieriger wir
sind, desto kreativer
werden wir.

Seien Sie neugierig!

Kreativität entfaltet sich am besten im Ungewissen, und jede kreative Unternehmung, die somit auf unbekanntes Gebiet vordringt, führt zu nicht eindeutig vorhersehbaren Ergebnissen. Die Neugier ist das unwiderstehliche Verlangen, in das Unbekannte zu schauen und herauszufinden, was dort zu finden ist und welche neuen Möglichkeiten sich daraus ergeben. Die Neugier ist seit Jahrhunderten Motor für Innovationen, Erfindungen und wissenschaftliche Entdeckungen. Uns Fotografen treibt sie ebenfalls zu neuen Entdeckungen, neuen Techniken und Ausdrucksmitteln an. Sie lässt uns über den Tellerrand und das Offensichtliche schauen. Wer auf Reisen fotografiert, wird von der Neugier mit seiner Kamera an unbekannte Orte gelockt, in ungeahnte Nebenstraßen geführt, und, was vielleicht am wichtigsten ist, fernab der bekannten Ausblicke der Postkartenfotos geleitet.

Für manche ist der Drang der Neugier unvermeidlich, sodass man es nicht lassen kann, um die Ecken zu blicken und sich Fragen zu stellen, selbst wenn man es wollte. Andere hingegen brauchen dazu einen kleinen Schubs. Ich bin fest davon überzeugt, dass wir je neugieriger, desto kreativer sind. Walt Disney sagte einmal: »Die Neugier führt uns auf neue Pfade.« Auf diesen neuen Pfaden sehen wir neue Dinge, neue

Sichtweisen und neue Möglichkeiten, davon Fotos zu machen, die diese neuen Dinge wiedergeben oder ausdrücken. Für diejenigen, die sich um nichts in der Welt als neugierig bezeichnen würden, gibt es Mittel und Wege, die Neugier zu wecken und gedeihen zu lassen.

Machen Sie sich auf ins Unbekannte

Ausgehend von der Annahme, dass die Neugier ihren Ursprung nicht im Vertrauten, sondern im Unbekannten hat, besteht die beste Möglichkeit, seine Neugier zu erwecken, darin, sich willentlich dem Unbekannten auszusetzen. Lesen Sie dazu Bücher über Themen, über die Sie keine eigene Meinung haben. Lesen Sie über das Fortpflanzungsverhalten von Quallen, wie man eine Jurte baut oder wie man Tierpräparator wird. Unser Gehirn begreift Dinge, die wir interessant finden, am leichtesten, und solange man sich nicht sehr vielen Dingen ausgesetzt hat, weiß man wenig über sich und was einen interessiert.

Dabei geht es nicht darum, sich mit Informationen volllaufen zu lassen, sondern sich neuen Sachgebieten auszusetzen und zu schauen, was hängenbleibt. Lesen Sie dazu auch Biografien von Menschen in der Kunstwelt, schauen, was diese interessiert und gehen Sie dem nach. Es wäre gar nicht schlecht, wenn Sie dabei herausfänden, dass es viel auf dem Gebiet der visuellen Kunst oder der Geschichte der Fotografie gibt, von dem Sie noch nichts gehört haben, und auf diese Weise ihre Neugier kultivieren.

Stellen Sie viele Fragen

Es liegt in der Natur von Fragen, dass sie das Unbekannte erschließen, vor allem wenn Sie ohne vorherige Planung entstehen. Meine besten Fotos sind stets entstanden, wenn ich meine Erwartungen und Annahmen hintangestellt habe und einer Reihe von Fragen nachgegangen bin. Was würde passieren, wenn ich meinen Standpunkt änderte? Wie würde es aussehen, wenn ich mit kürzerer Brennweite oder längerer Verschlusszeit fotografieren oder auch einfach länger abwarten würde? Was würde passieren, wenn ich das Bild komplett anders aufnehmen würde, als man es normalerweise macht oder mein erster Impuls mir gesagt hat? Wie würde Picasso dieses Motiv fotografieren?

Außerhalb der Fotografie unsere täglichen Handlungen zu hinterfragen hilft uns ebenfalls, querzudenken. Je mehr wir auf unerwartete Antworten stoßen, desto mehr führen uns diese Entdeckungen zu neuen und erfüllenden Orten und umso wahrscheinlicher wächst unsere Neugier.

Probieren Sie neue Dinge aus

Fragen zu stellen ist im Vergleich zum Ausprobieren neuer Dinge, also der aktiven Form der Nachforschung, einfach. *Lernen* Sie daher nicht einfach neue Dinge, *machen* Sie sie auch. Machen Sie einen Sprachkurs. Lernen Sie ein Flugzeug zu fliegen. Machen Sie einen Tauchkurs oder lernen Sie zu töpfern. Probieren Sie neue Dinge aus, um mit dem Unbekannten Freundschaft zu schließen und ihr Gehirn auf neue Art zu beanspruchen und so Ihre Neugier und Kreativität anzufachen. Darüber hinaus eignen wir uns neue Kenntnisse und Denkweisen an, die uns bei anderen Problemlösungen nützlich sind.

Mein Schritt in die Welt des Tauchens hat mich an neue Orte geführt, mich neue Erfahrungen mit Licht machen lassen und mir kreative Möglichkeiten und Arbeitsfelder eröffnet, die ich nie für möglich gehalten hatte. Neue Techniken oder Ausrüstungen auszuprobieren, kann auch neue Felder erschließen, selbst wenn der unmittelbare Nutzen für die eigenen Arbeiten nicht ersichtlich ist. Probieren Sie dieses eine Tilt-Shift-Objektiv aus, fotografieren ein wenig analog, lernen, wie man Abzüge macht, erlernen Sie historische Techniken und schauen, wohin das führt.

Lernen Sie das Geheimnis schätzen

Ein Puzzle zusammenzusetzen ist zwar ein guter Anfang, doch nichts regt die Neugier und Kreativität mehr an als ein gutes Geheimnis. Bei Puzzles gibt es definierte Lösungen, ein Geheimnis bleibt ungelöst und gibt uns etwas, mit dem wir uns auseinandersetzen und neue Möglichkeiten erproben können. Die Kreativität spielt sich im Gehirn ab und wird von Neugier und der Beschäftigung mit einem Geheimnis in ganz anderen Arealen angeregt. Andere sagen, dass die treibende Frage der Kreativität die wäre: »Was wäre wenn?« Wenn diese und alle folgenden

Fragen persönlich werden und unsere Kunst beeinflussen, entspringen sie unserer eigenen Neugier.

Lernt man das Geheimnisvolle schätzen, hat dies unmittelbar mit unserem Verhältnis mit dem Unbekannten zu tun, was wiederum viel mit Angst zu tun hat. Man gewöhnt sich daran, nicht auf alles eine Antwort parat zu haben. Es geht mehr um das Fragenstellen an sich, um dann so viele Reaktionen wie möglich auf diese Fragen zu provozieren, statt sich gleich mit der ersten Antwort zufriedenzugeben und es dabei zu belassen. Im später folgenden Kapitel »Die Suche nach der Geschichte« werde ich das Geheimnisvolle als wichtigen Teil unserer Fotos beleuchten, weil es unserer Fantasie Raum gibt, etwas, mit der sie arbeiten kann. Das Gleiche gilt für unseren eigenen kreativen Prozess. Neugier kann nur im Zusammenhang mit dem Unbekannten bestehen. Je mehr Fragen wir offenlassen, desto mehr bricht sich unsere Vorstellungskraft Bahn, was unserer Kreativität zusätzlich Auftrieb verleiht.

Meiden Sie Routine

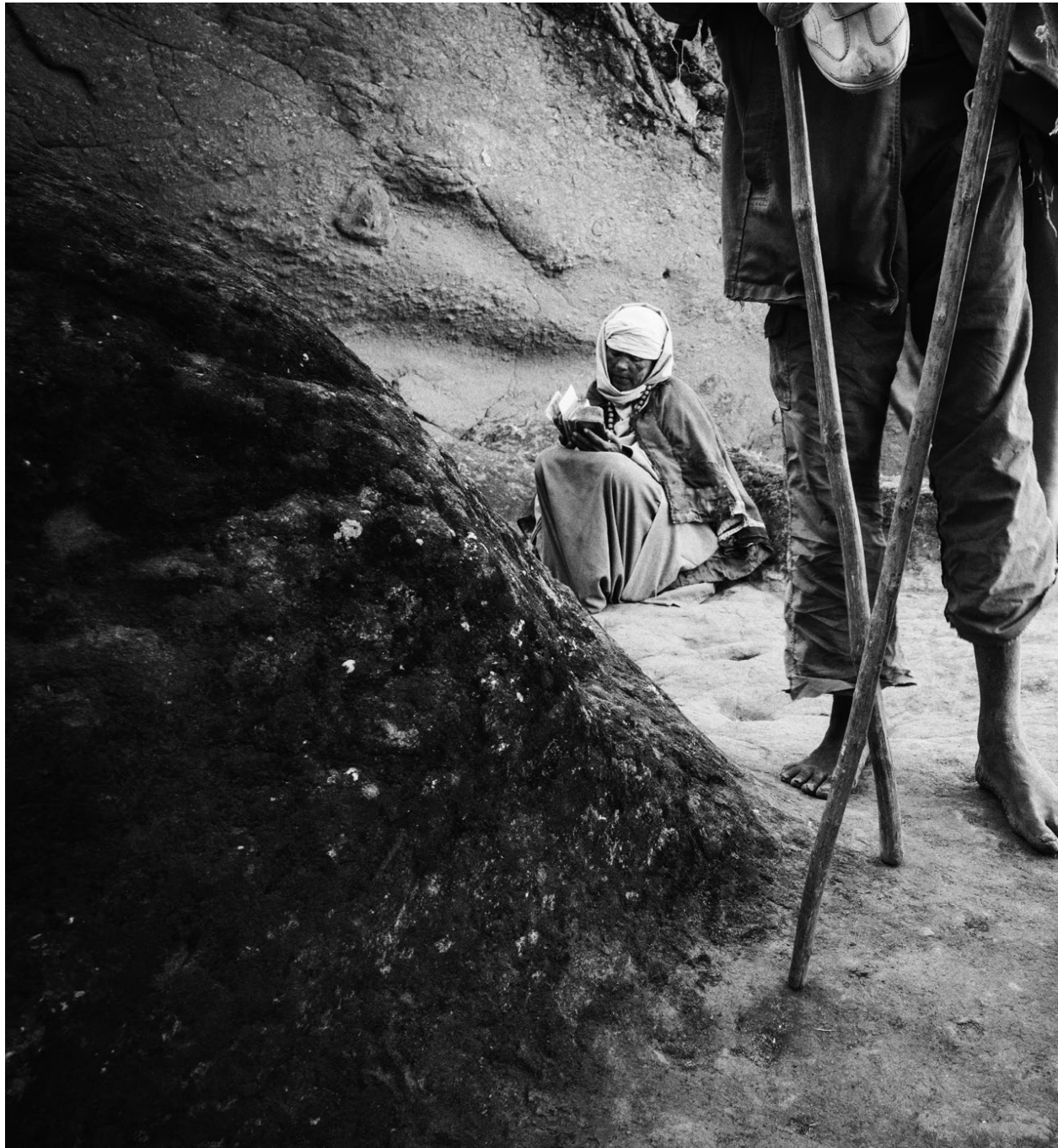
Rituale und etablierte Pfade haben ihren Wert, doch sie können uns auch einengen, wenn wir es uns zu bequem machen. Dies gilt für die Fotografie und für das Leben gleichermaßen. Lockern Sie die Dinge etwas auf. Nehmen Sie auf dem Weg zum Einkaufen eine andere Route. Essen Sie etwas, was sie sonst nicht essen. Setzen Sie sich Dingen aus, die Sie aus Gewohnheit ansonsten nicht bevorzugen.

Wenn sich die Neuronen im Gehirn verschalten, tun sie das bei gewohnten Tätigkeiten auf Dauer, was die Beschreitung neuer neuronaler Pfade erschwert. Strikte Routinen zu meiden oder ihnen zumindest zeitweise zu entkommen, gibt dem Gehirn die Chance, etwas Neues zu erfahren und auf diese Weise vielseitiger zu werden.

Wäre die Erschaffung besserer Fotos lediglich die Folge besseren technischen Verständnisses, wäre es viel leichter und vor allem berechenbarer: Wenn man dies macht, kommt das dabei heraus. Doch das würde schnell langweilig werden, sowohl für uns als auch den Betrachter. Das Unbekannte und der Umgang damit macht die

Kunst so wirkungsvoll. Das Unbekannte lässt uns die Welt mit anderen Augen sehen und erleben.

Je neugieriger wir uns selbst und der Welt entgegenstellen, desto mehr Probleme gibt es zu lösen. Je mehr dieser Lösungen wir begegnen, desto überraschender und kreativer werden unsere Werke. Lautet der beste Rat der Fotografie »Blende 8 und präsent sein«, könnte die beste Frage infolge unserer Neugier lauten: »Wo soll ich präsent sein?« Gehen Sie der Frage nach und schauen, wohin sie führt, und zeigen uns dann, was Sie dort gefunden haben.



Lalibela, Äthiopien, 2014







Lalibela, Äthiopien, 2014





Lalibela, Äthiopien, 2014

Mit dem zu arbeiten,
was man vorfindet,
und sich von dessen
Energie leiten zu
lassen statt gegen
sie zu arbeiten,
ist elementarer
Bestandteil kreativer
Improvisation.

Improvisation

Comedy und Jazz sind dafür bekannt, dass sie auf Improvisationstalent beruhen. Fotografie tut dies auch, selbst in kontrollierter Umgebung wie einem Studio. Als Student habe ich Improvisationstheater gemacht und später als Komiker große Anteile meines Programm aus dem Stegreif gespielt, da in diesem Metier nichts über diese unmittelbare Energie und Authentizität geht. Dasselbe gilt meiner Meinung nach auch in der Fotografie.

Improvisation bedeutet, spontan auf das zu reagieren, was uns die Realität bietet, sei die Arbeit mit einem Model im Studio noch so sorgsam vorbereitet. Wir greifen auf, was wir vorfinden, und arbeiten mit all unseren handwerklichen Fähigkeiten damit. In der Improvisation ist das einzige, was wir wirklich im Griff haben, unser Handwerk.

Aufgrund der unvorhersehbaren Natur des Komödiantentums haben die in diesem Feld Tätigen im Laufe der Zeit eine Reihe von Prinzipien erarbeitet, die je nach Quelle etwas unterschiedlich lauten. Im Folgenden habe ich ein paar davon zusammengetragen, die meiner Meinung nach in der Fotografie gut Anwendung finden können.

Auf Zustimmung aus sein

Man könnte es auch als »ja sagen« oder »nicht nein sagen« ausdrücken. Nein zu sagen unterbricht die Verbindung zwischen Ihnen und Ihrem Partner, in unserem Fall die sich vor Ihnen entwickelnde Szene, die das Leben Ihnen gerade anbietet. Sie ist eben, wie sie ist. Auch wenn man für die geplante Sonnenuntergangsszene mit Nebel im Vordergrund eigens angereist ist, kann man sich nicht darüber beklagen, wenn es regnet. Das Beschwerden torpediert letztlich nur die eigenen Ambitionen, wenn man sich darauf fokussiert, was die Natur gerade *nicht* liefert und dann nicht mehr sieht, was sich tatsächlich vor den Augen abspielt. Man kann nichts fotografieren, was nicht da ist. Hat man die Zeit, kann man eventuell darauf warten. Doch warum sollte man in der Zwischenzeit nicht seine Kreativität walten lassen und das fotografieren, was man gerade vorfindet?

Auf einer nicht lang zurückliegenden Japanreise hatte ich vor, eine Gruppe von Wasserfällen zu fotografieren, deren Wasser einen sehr schönen Blautönen hat. Die Wasserfälle waren in der Tat sehr schön, gaben aber an jenem Tag kein Foto ab, jedenfalls nicht für mich und die Ausrüstung, die ich mitführte. Aber weil ich schon mal da war, arbeitete ich mich an der Szenerie ab, obwohl mir klar war, dass sie mich im Grunde gar nicht interessierte. Meine zuvor gehegten Erwartungen ließen mich alles ablehnen, was ich vorfand, bis ich mich schließlich von den Wasserfällen abwendete und mich auf die Suche nach einem Motiv machte, für das ich etwas empfand.

Das zu akzeptieren, was da ist, trägt maßgeblich zur Wahrnehmung eines Ortes oder einer porträtierten Person bei. Das zu nehmen, was einem gegeben wird, und damit zu arbeiten, sich *mit* dem Strom zu bewegen statt gegen ihn anzukämpfen ist ein wesentlicher Bestandteil der Improvisation.

Tragen Sie etwas bei

Das zweite Prinzip baut auf dem ersten auf: nicht nur »ja« zu sagen, sondern »ja und ...« Trotz aller Bemühungen von Fotojournalisten und Agitatoren ist und war die Fotografie nie objektiv. Schon mit der Wahl der Brennweite, der Verschlusszeit

und der Bildkomposition bringen wir immer unsere eigenen Gedanken, Ansichten und Perspektiven mit in das Bild ein. Wir bestimmen, was aufs Bild kommt und was nicht. Es geht nicht so sehr darum, was dort ist, sondern was ich sehe und wie ich es sehe.

Wie machen Sie diesen Moment, diese Szenerie zu Ihrer eigenen? Wie drücken Sie dem Foto Ihren Stempel auf, sodass man es auch Jahre später noch als das Ihrige erkennt, wie man die Werke von Ansel Adams, Edward Weston oder Edward Burtynsky eindeutig zuordnen kann? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten, doch die Entdeckung *möglicher* Antworten macht zum Teil die Freude, zum Teil auch gelegentlich den Frust am kreativen Prozess aus.

Machen Sie ihn sich zu eigen. Machen Sie sich keine Gedanken darüber, wie ein anderer Ihr Motiv fotografiert hätte oder was er darüber denken würde, wie Sie es fotografieren. Nehmen Sie Besitz, bereichern Sie es. Machen Sie aus jedem Foto eine Zusammenarbeit mit dem, was Sie vorfinden.

Probieren Sie etwas aus

Das dritte Prinzip bezieht sich auf das vorige: »Treffen Sie Aussagen.« Oder anders gesagt: »Stellen Sie keine offenen Fragen.« Da Sie die Gelegenheit haben, diesen Moment zu Ihrem zu machen, tun Sie das dann auch. Das geht aber nicht, wenn Sie offene Fragen stellen. Gehen Sie das Risiko ein, etwas zu probieren. Fragen Sie sich nicht, was passieren würde, wenn Sie die Kamera weiter nach rechts bewegen. Versetzen Sie sie einfach! Probieren Sie es aus! Wählen Sie eine längere Verschlusszeit oder benutzen eine kürzere Brennweite. Lassen Sie Ihre Fragen zu, und lassen Sie sie nicht unbeantwortet. Wenn es mit der ersten Antwort nicht gleich klappt, probieren Sie einfach eine andere. Beim Improvisieren geht es nicht darum, etwas richtig oder perfekt zu machen. Es geht ums Experimentieren und wenn es dazu einiger Fehlschläge und Frustration bedarf, um einmal Erfolg zu haben, ist es das alles wert. Es kostet Sie nichts und kann Sie dennoch schwer belohnen.

Dies alles ist mit dem vierten Prinzip verbunden: »Es gibt keine Fehler.«

Wie oft höre ich Fotografen über ihre Rate an gelungenen Bildern sprechen, als ob es sich dabei um eine Sportart handelte, bei der sich unsere Ergebnisse bemessen ließen? Anders herum muss ich mich fragen, wie oft meine Sprache von negativem Denken durchsetzt ist: »Heute war ich unterwegs und jede Aufnahme war Mist.« Die dem zugrunde liegende Haltung bedeutet wohl, dass wir losziehen sollen, um entsprechend oft den Auslöser zu drücken und mit tollen Fotos nach Hause zu kommen. Das wäre so, als ob sich Komponisten ans Klavier säßen und schon beim ersten Anlauf mit einem fertigen Stück aufwarten könnten. Das tun sie nicht. Aber eventuell finden sie einmal Melodien oder Akkordfolgen, die ihnen Hinweise auf den Rest des Stückes oder Liedes liefern, aus dem später vielleicht ein Klassiker wird.

Unsere Entwurfsbilder liefern uns ähnliche Hinweise. Diese Bilder sind noch neu, anfangs instabil und, ja, vielleicht auch nicht schön. Doch man muss sie heranziehen und auf diese Hinweise hin studieren. Schließlich hatten Sie ja jeweils einen Grund, auf den Auslöser zu drücken. Worin bestand er? Das, was Sie auf das Motiv hat aufmerksam werden lassen, was Sie dabei empfanden, mag zunächst noch unbeholfen zum Ausdruck gekommen sein, sodass die ersten Bilder noch etwas ungenau sind, dennoch aber wichtiger Teil eines Prozesses sind. Wenn Sie sie gleich verwerfen ohne darauf zu hören, was sie Ihnen zu sagen haben, versäumen Sie, was Sie Ihnen zuflüstern wollten. So läuft eigentlich der kreative Prozess in jeder Disziplin ab, die mir in den Sinn kommt.

Erzählen Sie eine Geschichte

Es müssen nicht alle Fotos unbedingt eine Geschichte erzählen, doch worauf ich hinaus will, ist etwas anderes: Denken Sie auch an Ihr Publikum. Meine Fotos entstehen zunächst einmal für mich. Doch ich mache sie nicht ausschließlich für mich. Wenn Sie nur für sich fotografieren (wie die wunderbare Vivian Maier, die ihre Fotos zeitlebens niemandem zeigte), hoffe ich, dass Sie daran viel Freude haben. Das reicht dann. Doch diejenigen unter uns, die mit unseren Werken etwas zum Ausdruck bringen wollen, und sei es auch nur, auf die erstaunlichen Dinge in

dieser Welt hinzuweisen und zu sagen, »schau mal hier,« müssen ihr Zielpublikum in Betracht ziehen.

Improvisation gelingt unter gewissen Beschränkungen am besten. Im Comedy-Bereich gibt es nur wenige Situationen (wenn überhaupt), in denen der Vortragende einfach für die ganze Vorstellung in eine andere, nicht existierende Sprache wechseln könnte. Das wäre nur am Anfang kurz lustig, die Lacher würden dann aber nach und nach ausbleiben und das Publikum sich immer mehr langweilen, weil es außen vor bliebe. Niemand möchte gern ausgeschlossen werden, und wenn dem Publikum keinerlei Anhaltspunkte geliefert werden, dann wird es das.

Geben Sie den Betrachtern Ihres Fotos also etwas, das ihnen hilft, die Geschichte zu verstehen oder Zugang zur Emotion des Bildes verschafft. Gehen Sie nicht davon aus, dass der Betrachter wissen kann, was sich außerhalb des Bildausschnitts verbirgt, wenn dies zum Verständnis des Bildes eigentlich erforderlich ist. Das heißt ganz und gar nicht, dass das Geheimnisvolle und unbeantwortete Fragen keinen Platz hätten, doch geben Sie dem Publikum irgendetwas, das ihm als Hinweis dient, anhand dessen es mit der eigenen Fantasie den Rest ausfüllen kann.

Es gibt zwar noch weitere Prinzipien der Improvisation, doch mit den hier erwähnten haben Sie eine gute Grundlage, um zu wissen, wie Sie mit dem vorgefundenen Licht, den Linien und Momenten zusammenarbeiten können, um etwas hervorzu-bringen, das Ihre Vorstellungen zum Ausdruck bringt und andere auch erkennen.

Gehen Sie dem nach. Machen Sie es sich zu eigen. Gehen Sie Risiken ein. Erwarten Sie keine Perfektion. Denken Sie an Ihr Publikum.





Lalibela, Äthiopien, 2014





Lalibela, Äthiopien, 2014

Jeder Zugewinn
an Schärfe oder
Dynamikumfang
macht eine Geschichte
nicht besser als
dies eine moderne
Schriftart bei einem
Gedicht täte.

Brechen Sie mit der Perfektion

Wenn wir auf dem Weg zur Meisterschaft predigen, dass Übung den Meister mache, müssen wir uns im gleichen Atemzug fragen, was damit konkret gemeint ist. Werden wir jemals zwischendurch innehalten und uns fragen, ob Perfektion ein lohnenswertes Ziel wäre? Streben wir Sie wirklich an? Noch weiter gefragt: Hat Perfektion irgendetwas Menschliches? Vermutlich nicht, auch wenn ich das Gefühl habe, dass die Menschheit große Stücke auf dieses Ideal hält. Wir scheinen Spaß am Streben nach Perfektion zu haben. Ich bin mir halt nur nicht sicher, was wir machen würden, würden wir sie erreichen, oder ob wir es überhaupt merken würden, wenn wir es geschafft hätten. Wären wir dann damit zufrieden, das perfekte Bild gemacht zu haben? Man sagt ja auch, dass Langeweile ein Mangel an Unzulänglichkeit sei, dem Fehlen von etwas, um das man sich bemüht. Würde also das schließlich erreichte perfekte Bild nicht einfach ein tiefes Verlangen nach mehr nach sich ziehen? Ich denke schon.

Diese Suche nach Perfektion, vor allem wenn es dabei um technische Perfektion geht, beunruhigt mich, wenn ich sie bei meinen Schülern sehe, und es erschüttert mich geradezu, wenn ich sie ansatzweise auch bei mir selbst beobachte. Der »Bedarf« an größerem Dynamikumfang und noch schärferer Schärfe sind vermutlich Anzeichen dafür, dass wir nach einer Entsprechung zu dem suchen, das uns wirklich bewegt.

Jeder Zugewinn an Schärfe oder Dynamikumfang macht eine Geschichte nicht besser, als dies eine modernere Schriftart beim Schreiben eines Gedichts täte.

Warum mich das alles überhaupt so beschäftigt, ist, weil vor allem bezüglich der Kreativität uns nicht das Üben besser macht, sondern das Spielen. Ich habe sogar den Verdacht, dass Perfektion unmenschlich ist. Je schärfer unsere Bilder werden, desto schwerer wird uns die Illusion (was Fotos letztendlich sind) abgekauft, da das Leben eben nicht so ist. Diese Ablehnung der Überschärfe erklärt auch, warum sich 20 Jahre nach Beginn der digitalen Revolution viele wieder der analogen Fotografie mit Film zuwenden. Es erklärt auch, warum viele audiophile Musikhörer nach 20 Jahren unangefochtener Herrschaft von CD und MP3 wieder anfangen, Schallplatten aufzulegen. Die organische, unperfekte Klangqualität des analogen Mediums bietet eine andere Form des Erlebnisses, so wie sich auch digitale und analoge Fotos unterscheiden. Damit möchte ich nicht gesagt haben, dass das eine dem anderen überlegen sei, sondern nur, dass sie unterschiedlich sind. Durch das Digitale kommen wir jedoch unserer Vorstellung von Perfektion so nahe, dass es uns gleichzeitig weiter von dem wegführt, was wir als menschliche Erfahrung bezeichnen würden.

Natürlich ist das in keinsten Weise ein Problem von digital vs. analog. Vermutlich trägt es zum eigentlichen Problem kaum bei, auch wenn es zur Veranschaulichung ganz dienlich ist. Ein anderes Beispiel ist, dass man in jüngster Zeit aus allen Ecken immer mehr Widerstand gegen den Gebrauch von Photoshop verspürt, vor allem wenn sich um die Beseitigung körperlicher Makel auf Fotos handelt. Je mehr ich mir diese wachstigen, schwer mit Photoshop bearbeiteten Versionen menschlicher Gestalten anschau, desto schwerer fällt mir der Zugang zu ihnen. Mithilfe von Software kommen wir näher an das perfekte Ebenbild der menschlichen Gestalt und vertiefen uns weiter in die Illusion. Dadurch entfernen wir uns zunehmend von der Realität und damit von unserer Menschlichkeit.

Was hat dies nun mit der Rolle des Fotografen beim Bildermachen zu tun? Es hat vor allem mit unserer Bereitschaft zu tun, Täuschungen zu akzeptieren und mehr an die (technische) Perfektion der Bilder heranzurücken, als weiter unerbittlich dem nachzugehen, was Bilder wirklich *lebendig* macht: tolle Momente, dramatisches

Licht, das Gefühl von Spontaneität und Leben (selbst wenn es dabei um so schwere Kost wie hervorragende Kriegsreportagefotos geht).

Was wir in unseren Fotos suchen, hängt natürlich unmittelbar mit dem zusammen, was wir vor uns sehen. Und wenn wir uns fragen, warum unsere Bilder in unserem örtlichen Fotoclub gut ankommen, dem Rest der Welt aber wenig reizvoll erscheinen, kann es sein, dass der »Rest der Welt« eben nach etwas anderem sucht, was ihn bewegt.

Natürlich wird es immer Leute geben, die ein Kino verlassen und hinterher mehr von den Spezialeffekten schwärmen als von der Handlung des Films. Beim Fotografieren müssen wir uns also fragen, ob es *solche* Leute sind, die wir beeindrucken wollen, und ob uns das dann reicht. Falls nein, müssen wir uns auf die aufwändige Suche nach Bildern machen, die ihre Wirkung, ihre Verbindung zu uns selbst und zu anderen durch etwas anderes erreichen, das schwerer zu fassen ist als technische Perfektion.

Darin kann übrigens auch ein Grund für das Streben nach technischer Perfektion liegen. Vielleicht tun wir es, weil sie einfacher zu definieren ist. Sie ist auch einfacher zu erreichen, weil es mehr um die Anschaffung der neuesten Kamera geht. Interessanterweise verschiebt sich unsere Vorstellung von technischer Perfektion dabei mit jedem Technologiesprung. Die neue Technologie muss dann lediglich fachgerecht und somit perfekt angewendet werden. Doch niemand, der sich mit der Fotografie als Kunst beschäftigt, macht das, weil es einfach ist. Genau wie *perfekt*, steht auch *einfach* nicht mit der menschlichen Seele im Einklang. Wir möchten es zwar, befriedigen tut es uns aber nicht. Die besten und ehrlichsten Werke gehen nicht leicht von der Hand. Zeigen Sie mir ein Meisterwerk aus dem Bereich der Kunst oder Literatur, das viele Generationen angesprochen hat, und ich zeige Ihnen, warum es dazu mehr als nur oberflächlichen Einsatz und mehr als nur der Fähigkeit bedurfte, einen Pinsel oder Stift richtig zu halten.

Es ist nicht, weil die technische Perfektion zu groß wäre, dass ich Ihnen dazu raten sollte. Es ist, weil sie für sich genommen nicht reicht. Wir können es besser. Wir können tiefer gehen.

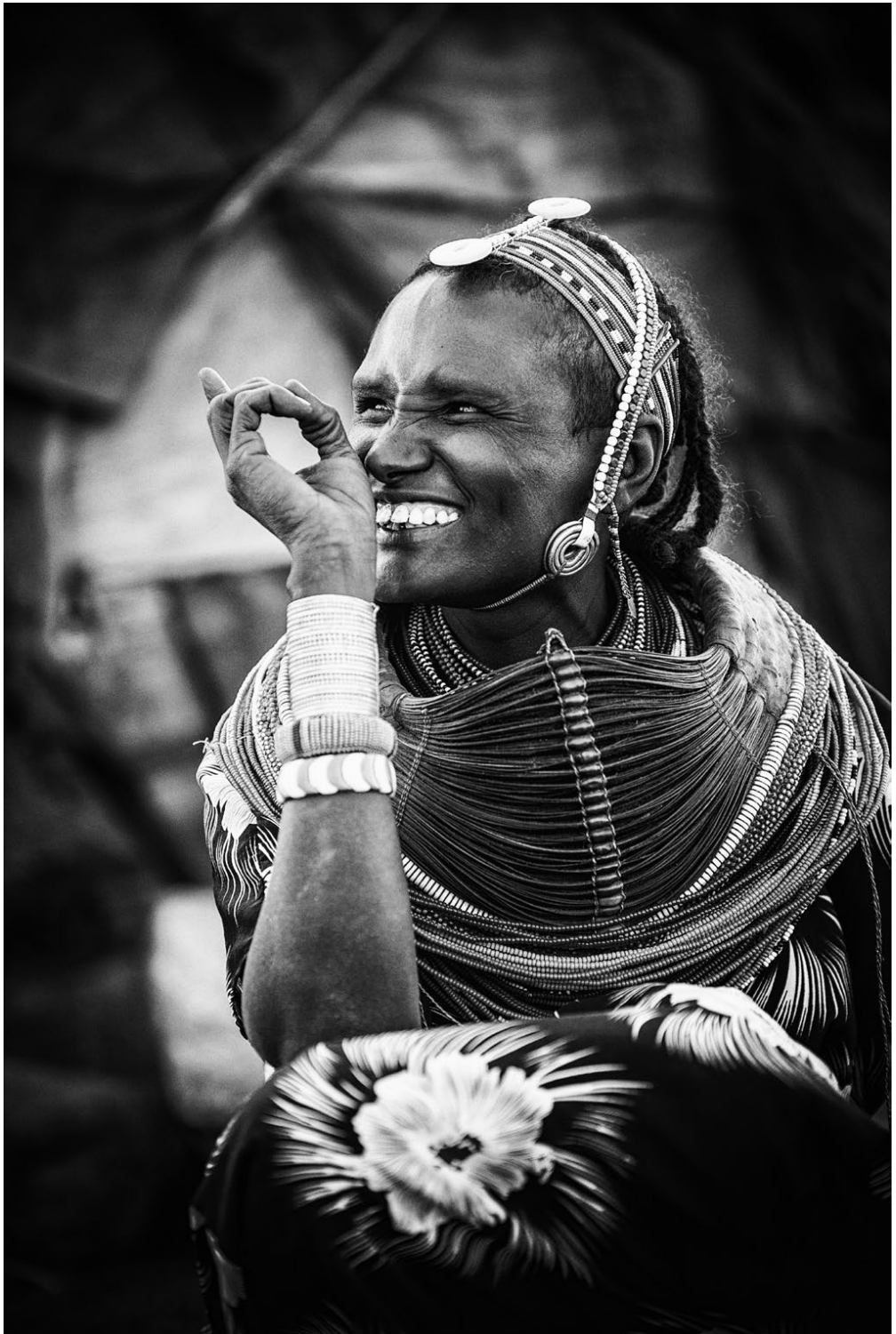




Kenia, 2011



Kenia, 2011



Kenia, 2011



Ladakh, Indien, 2009



»Worum geht es?« ist
nicht das Gleiche wie
»Was ist passiert?«

Die Suche nach der Geschichte

Schon seit Urzeiten sind Geschichten das Hauptmedium für die Übermittlung von Sinn und Wahrheit. Sie sind weit mehr als nur Gute-Nacht-Erzählungen. Die heute vorherrschende Form des Geschichtenerzählens ist der Kinofilm, wovon die milliardenschwere Filmindustrie und der hohe Status ihrer Stars künden und womit gleichzeitig offenbar wird, wie wichtig Geschichten für uns sind.

Die in einem Roman oder Film erzählte Geschichte ist im Vergleich zu der in einem einzigen Foto selbstverständlich eine völlig andere. Letztere spielt sich in einem kurzen Moment ab (vielleicht nur 1/500 s), Erstere erstreckt sich über Tage, Wochen, Jahre oder gar über Generationen hinweg. Was das Erzählen einer Geschichte mithilfe nur eines Fotos so schwierig macht, ist das Fehlen dieser klassisch erzählenden Form. Das macht die Geschichte zwar nicht unmöglich, zwingt jedoch zur Einhaltung gewisser Konventionen, damit sie verstanden und erlebbarer wird.

Das Verständnis der wichtigen Elemente einer Geschichte und wie man diese in seinen Bildern integriert, hilft uns, wirkungsvollere Bilder zu machen. Dabei ist es

unerheblich, ob es sich um Reportage-, Werbe-, Hochzeits- oder Tierfotos handelt. Der Hauch einer Geschichte macht Ihre Bilder lebendiger und ansprechender.

Beim Nachdenken über die Herausforderung, mit einem einzigen Bild eine Geschichte zu erzählen, kommen mir fünf Gesichtspunkte in den Sinn: Grundthemen, die das Bild tiefer mit der uns allen innewohnenden menschlichen Erfahrung in Verbindung bringen, der Konflikt, das Geheimnisvolle, die Handlung und die Beziehung zwischen beteiligten Charakteren.

Das Grundthema

Mit innerer Beteiligung gelingt eine Geschichte, ohne sie nicht. Wenn man als Betrachter nicht mitfühlt, ist die Geschichte nicht wichtig.

Wenn Sie einen Freund fragen, worum es sich in einem Film handelt, den er gerade gesehen hat, wird er Ihnen normalerweise grob die Handlung erklären. Person X hat dies gemacht und dann ist das passiert, um da wieder herauszukommen, hat er dies und das gemacht usw. Doch bei Filmen geht es nicht primär um den Handlungsstrang. Die Geschichte des Films beinhaltet weit mehr. Vielleicht geht es in diesem Film mehr um Rache, Liebe oder die Suche nach Sinn, also nach einem tieferen Grundthema, das den Film durchzieht. Die Handlung ist kaum mehr als die Art und Weise, wie wir dieses Grundthema vermitteln. »Worum geht es?« ist nicht das Gleiche wie »Was ist passiert?«

Wenn Fotos Geschichten erzählen sollen, muss es um irgendetwas gehen. Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe oder auch ein Mangel derselben bzw. Suche nach ihnen sind allesamt starke Grundthemen. Einsamkeit, Verrat, Neigung zur Selbstzerstörung, Tod, Wiederauferstehung, familiäre Bindungen sind es ebenso. Je universeller das Grundthema ist, das aus Ihrem Bild spricht, desto wirkungsvoller wird es sein und umso breiter wird auch Ihr Publikum. Wenn Sie nun denken, dass dies für Ihre Art der Fotografie etwas zu tiefeschürfend sei, wie wäre es stattdessen mit Grundthemen wie Friede, Einsamkeit oder Schönheit?

Lassen Sie Ihre Bilder von etwas handeln. Wie gesagt, müssen Ihre Fotos nicht über tiefe, grüblerische Themen handeln. In einem Foto einer Orchidee kann es um die Klarheit und das Wunder der Natur gehen. Es kann um die Unschuld oder Kraft einer Linie gehen. Selbst ein durch die Schneedecke dringender Krokus kann an die Themen von Wiederauferstehung und neues Lebens anknüpfen. Lassen Sie Ihre Bilder von etwas handeln, damit die Leute, die Ihre Bilder sehen, etwas *fühlen* und so in Ihr Bild eingebunden werden.

Ich gebe zu, dass diese Beispiele mehr nach Poesie als nach Prosa einer Geschichte klingen, aber das macht nichts. So sehr wir auch von tollen Geschichten angesprochen werden (oder angedachten Geschichten, die wir einzelnen tollen Momenten entnehmen), geht es nicht nur darum, wie wir kommunizieren. Nicht jedes ansprechende Foto trägt eine Geschichte in sich, jedenfalls nicht mehr als gute schriftliche Werke erzählenden Charakter haben. Ansonsten müssten wir die schönsten Gedichte der Welt außen vor lassen. Manche Fotos sind mehr Gedichte als Geschichten und bewegen uns auf völlig andere Weise, so wie sie auch unterschiedlich sind und aus verschiedenen Gründen geschaffen wurden.

Wie dem auch sei, je intensiver und universeller das Grundthema Ihres Bildes ausfällt, desto intensiver und universeller ist auch dessen Wirkung. Mit anderen Worten: Je mehr der Betrachter mitfühlt, desto stärker ist die Geschichte.

Der Konflikt: das Herz einer Geschichte

In seinem Werk über die Prinzipien des Drehbuchschreibens schrieb Robert McKee: »Der Konflikt ist die Musik der Geschichte ... ohne Konflikt geht in einer Geschichte nichts vorwärts.« Als Drehbuchschreiber zahlreicher erfolgreicher Filme sollte er es wissen.

Doch wie bringen wir einen Konflikt in einer einzigen Aufnahme unter? Ein offener Konflikt lässt sich durch Waffen, Fäuste und wütende Gesten leicht darstellen, doch was, wenn er nicht so offensichtlich ist? Wie ist es mit Geschichten,

die von etwas anderem handeln, dennoch aber einen Konflikt brauchen, um sich weiterzuentwickeln?

Auf einem Foto wird der Konflikt meist durch Kontraste dargestellt. Damit sind nicht nur Tonwertunterschiede zwischen hell und dunkel gemeint, sondern auch die konzeptuellen Unterschiede zwischen groß und klein, künstlich und natürlich, glatt und konturiert. Jede Form solcher Gegenüberstellungen bezeichne ich als »konzeptuelle« Kontraste, und diese können im Foto genau erzeugt werden wie der klassische Konflikt im Film.

Tom Stoddart hat einmal in Ruanda ein beeindruckendes Foto von einem kleinen Jungen gemacht, der im Schatten einer größeren Person kauerte, die ihre Hände auf die Hüften stützte. Der Kontrast zwischen groß und klein erzeugt einen visuellen wie konzeptuellen Konflikt. Aus derselben Serie stammt ein Bild, auf dem ein kleiner ruandischer Junge unter einem großen weißen Soldaten sitzt: kleiner afrikanischer Junge und großer europäischer Mann. Der Kontrast spricht für Konflikt und erzeugt eine Geschichte, ohne dass es dazu erklärender Bildunterschriften bedürfte. Auch ohne Zusatzinformationen werden wir bewegt, da die Intensität der Gegensätze dies in uns auslöst.

Ami Vitale hat in Kaschmir einmal ein wunderbares Foto von Soldaten aufgenommen, die, jeder mit Gewehr auf dem Schoß, in ihren Tarnanzügen in hellgelben, mit bunten Bändern geschmückten und Herzen bemalten Shikara-Booten auf dem Dal-See saßen. Herzen und Gewehre, Tarnung und lustige Farben. Hier rührt der Konflikt aus dem Aufeinandertreffen von Welten: den bunten Farben der Kindheit, der Unschuld und den Gewehren mit den Farben des Kriegs.

Dieses Prinzip lässt sich auch auf Fotos anwenden, die zu keiner Reportage gehören. Selbst ein Sonnenuntergangsfoto enthält Elemente konzeptueller Kontraste: Himmel und Erde, Sonne und Wasser, Helligkeit und Dunkelheit. Starke Gegensätze und Kontraste erzeugen ein Gefühl von Konflikt, der den Puls einer Geschichte ausmacht.

Das Geheimnisvolle: Hinweise geben und Fragen aufwerfen

Ein guter Geschichtenerzähler erzählt Ihnen nicht jede Kleinigkeit. Er oder sie erzählt gerade so viel, dass die Handlung fortschreitet und Sie bei der Sache bleiben, aber auch nicht mehr. Ausschweifende Details erzeugen nur Verwirrung. Dadurch wird die Geschichte nicht nur überfrachtet, sondern auch sämtlicher Fantasie beraubt.

Eine gute Geschichte braucht einen gewissen Zauber. Sie muss die Neugier anregen und etwas Unausgesprochenes offenlassen, auf dem wir herumkauen können. Im Foto kann dies ein Blick aus dem Bild sein, wobei wir den Ausdruck auf dem Gesicht der Person kennen, uns aber fragen, wen sie gerade anschaut. Oder ein Gesicht wird in dem Moment zu einer Silhouette, in dem wir auf den Auslöser drücken, wodurch das Gesicht einer bestimmten Frau zu einem Foto irgendeiner Frau wird, die von etwas Geheimnisvollem umgeben ist.

Und was innerhalb des Bildausschnitts bleibt, muss zur Geschichte gehören. Es muss Teil der visuellen Handlung sein, selbst wenn es nur der Ort des Geschehens ist. Wahllos mit großem Bildwinkel einen unaufgeräumten Hintergrund ins Bild zu nehmen ist keine gute Darstellung des Orts des Geschehens, sondern schlecht gemachte Fotografie. Jedes Bildelement muss bewusst gewählt werden, selbst wenn dies im gewissen Sinne intuitiv geschieht. Je mehr dieser Bildelemente sich auf dem Foto befinden, desto weniger kann jedes von ihnen seine Kraft entfalten, wodurch die Geschichte verwässert wird.

Die Entscheidungen, was Sie ins Bild nehmen und was nicht, sind so gesehen redaktionelle Entscheidungen, die darüber bestimmen, wie klar die Geschichte herauskommt.

Es gilt also einen gesunden Mittelweg zu finden: Liefern Sie genug Hinweise für die Geschichte und lassen sie genug weg, damit sie geheimnisvoll bleibt. Ungelöste Fragen beziehen den Betrachter mit ein und erzeugen so eine Wechselwirkung

zwischen ihm und dem Bild. Diese tiefergehende innere Beteiligung ermöglicht dem Betrachter mehr mitzufühlen und mitzudenken und von der Geschichte berührt zu werden.

Die Handlung

Schlussendlich geht es bei Geschichten um Veränderungen. Irgendetwas passiert, das in den Protagonisten Handlungen auslöst, wodurch sich Dinge ändern. Darum geht es beim Konflikt, dem Auslösen von Handlung. Je stärker der Konflikt, desto extremer ist die dadurch induzierte Handlung und die damit verbundene Veränderung.

Im unbewegten Bild wird die Geschichte am besten nicht nur durch die Handlung per se, sondern durch den intensivsten visuellen Ausdruck derselben dargestellt. Ein Ballwerfer wirft den Baseball. In einem Video dieser Handlung gäbe es eine Bewegungsfolge vom Ausholen bis zum Loslassen. Beim unbewegten Bild müssen wir uns entscheiden. In welchem Moment des Bewegungsablaufs sieht der Wurf am meisten nach einem Wurf aus? In welchem Moment ist die Energie am höchsten? Wird diese Energie durch unsere Bildkomposition übertrieben oder heruntergespielt? Nehmen wir den Schläger oder die Person, die den Ball fängt, mit ins Bild und führen dadurch ein zweites Bildelement ein, wodurch die Möglichkeit des Beziehungsaufbaus zwischen den beiden entsteht?

Die Beziehungen

Die Beziehungen der Bildelemente untereinander sind wesentliche Grundpfeiler der Bildkomposition, die dem Betrachter entweder deutliche Hinweise auf die sich entwickelnde Geschichte innerhalb eines Bildes liefern oder sie verwehren.

Ist ein Objekt größer als ein anderes, sagt dies etwas über die Machtverhältnisse zwischen ihnen aus. Der Abstand zweier Bildelemente oder Personen innerhalb eines Bildes sagt etwas über deren Verbundenheit aus bzw. in welcher Beziehung sie stehen. Durch einfache Änderung der Perspektive, des Blickwinkels oder der Brennweitenwahl können die Bildstimmung und die Darstellung der Beziehungen innerhalb des Fotos dramatisch verändert werden.

Mithilfe des Teleobjektivs kann man beispielsweise hervorragend weiter entfernte Objekte im Raum zusammenrücken und so näher erscheinen lassen. Um auf das Beispiel mit dem Baseballwerfer zurückzukommen, würde man auf einem Bild mit einem Normalobjektiv, von der rechten Seite aufgenommen, den Ballwerfer im Vordergrund und die Zuschauer Menge weit hinten sehen. Auf einer Aufnahme des gleichen Motivs mit einem 200-mm-Objektiv wird der Raum zwischen Vordergrund (wo der Ballwerfer steht) und Mittelgrund verdichtet, wodurch eine stärkere Beziehung zwischen Ballwerfer und Schläger erzeugt wird und das Stadion als Umgebung nicht zur Geltung kommt. Bezogen auf die Bildgeschichte würde der eine den Hauptcharakter in seiner Umgebung darstellen und somit die Zuschauer Menge als dritten Charakter mit einführen, während jemand anders vielleicht das enge, scheinbar unzertrennliche Verhältnis zwischen Werfer und Schläger darstellen und sich somit mehr auf den Konflikt zwischen diesen beiden konzentrieren würde.

Möchte man denselben Ballwerfer noch imposanter darstellen und zeigen, wie hoch der Einsatz ist, ginge man vielleicht sogar mit einem Weitwinkelobjektiv sehr nahe an ihn heran, wodurch das Stadion sehr viel ausladender und eine größere Menschenmasse dargestellt würde.

Die Wahl Ihres Objektivs hängt also von der Geschichte ab, die Sie erzählen wollen, so wie Sie auch andere Entscheidungen treffen, die von der Geschichte abhängen, und was Sie möchten, dass Ihre Betrachter über die Charaktere bzw. Bildelemente innerhalb des Ausschnitts denken oder fühlen sollen.

Sich dieser Mittel bewusst zu sein und sie gezielt einzusetzen, macht Ihre Geschichten ansprechender und bestimmt bei denjenigen, die Ihre Fotos lesen, auch zuverlässiger, was diese dabei fühlen sollen, um Ihre Fotos tiefer zu erleben.

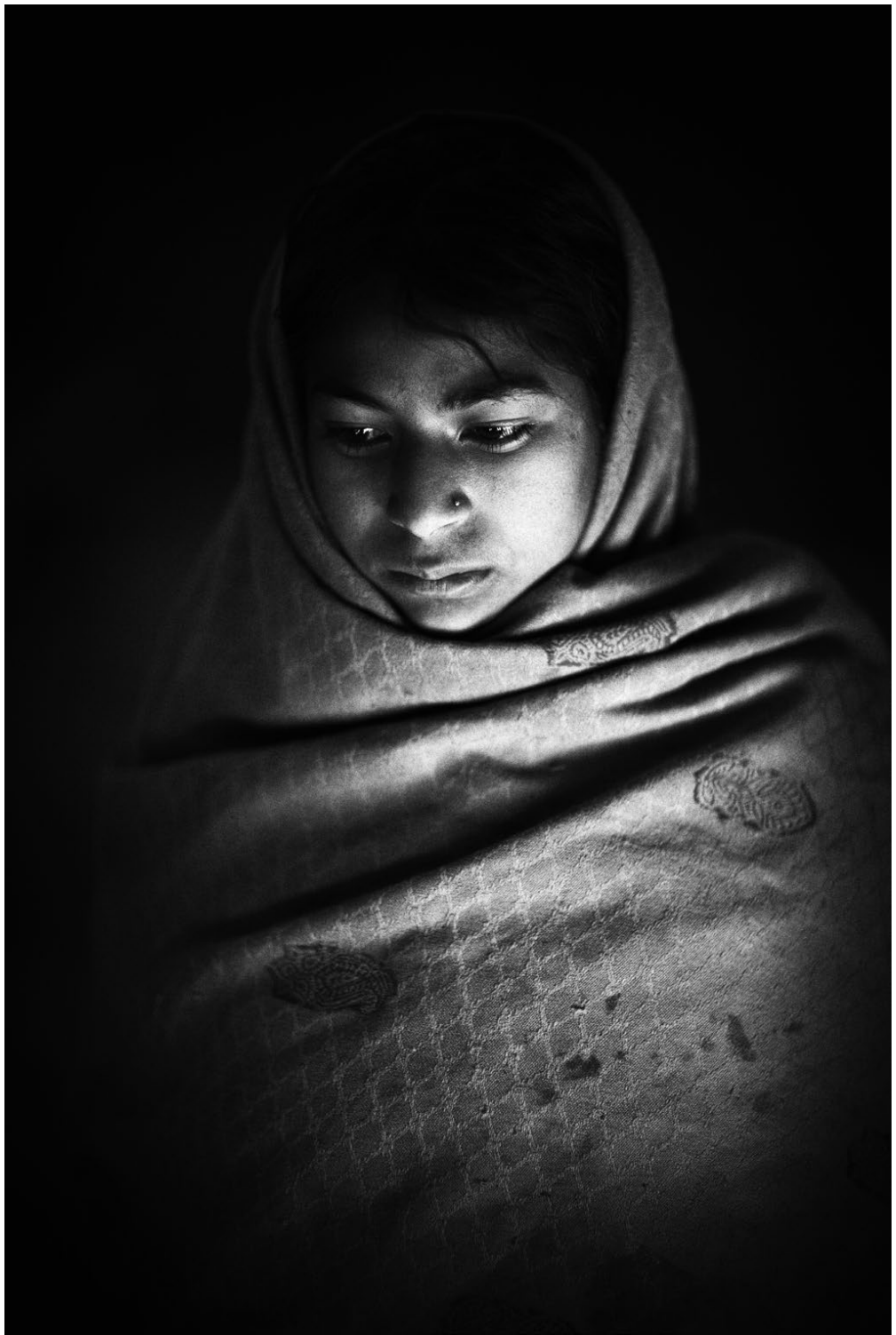




Kenia, 2011



Bhaktapur, Nepal, 2010



Kathmandu, Nepal, 2009





Kenia, 2011

Je besser wir unser
Publikum verstehen,
desto besser stehen
die Chancen, mit
ihm in Verbindung
zu treten.

Die Rolle des Publikums

Bis auf rühmliche Ausnahmen wie Vivian Maier gehen die meisten von uns davon aus, dass auch andere unsere Werke zu Gesicht bekommen. Wir gehen davon aus, dass unsere Liebsten unserer Porträts in Ehren halten, dass unsere Dokumentation auch einem breiteren Publikum Geschichten erzählt oder dass unsere Reisefotos von denen gesehen und genossen werden, die unsere Blogs lesen oder uns in den sozialen Medien folgen. Dieses Publikum wertzuschätzen und die Beziehung zu ihm aktiv zu gestalten, ist wichtig. Da sich dieses ganze Buch um die Diskussion über die Erschaffung von Fotos mit Seele dreht, darf ich annehmen, dass wir dies tun, damit wir Bilder erhalten, die andere ansprechen. Diese Annahme mag nicht gesichert erscheinen, dennoch spreche ich sie hier aus.

Sobald wir in der einen oder anderen Form kommunizieren, gibt es zwei alles umfassende Fragen zu berücksichtigen: Was möchte ich sagen und wie mache ich mich dem verständlich, mit dem ich kommuniziere? Berücksichtigt man sein Publikum unzureichend, kann man auf diese Weise zwar einen tiefeschürfenden und einzigartigen Ausdruck seiner selbst hervorbringen (und wenn man darauf aus ist, ohne jemals verstanden werden zu wollen, kann man hier aufhören zu lesen), doch eine effektive Kommunikation wird so kaum zustande kommen.

Es ist daher wichtig zu wissen, in welcher Sprache das eigene Publikum spricht, welchen kulturellen Hintergrund es hat und welche Symbole es erkennt. Auch wenn wir dies berücksichtigen, gibt es keine Garantie dafür, dass wir vollständig verstanden werden, was aber schlussendlich auch nicht das Ziel ist. Dennoch können wir unser Bestes versuchen. Denn je besser wir unser Publikum verstehen, desto größer sind die Chancen, dass wir Zugang zu ihm finden.

In der Konsequenz bedeutet dies zweierlei. Erstens kann die Wichtigkeit der visuellen Bildung nicht hoch genug eingeschätzt werden, was wiederum überhaupt nichts mit der Kamera zu tun hat. Es hat mit dem zu tun, was wir in das Bild nehmen, was wir weglassen und wie wir es gestalten. Es hat mit den Beziehungen zwischen den von uns gewählten Bildelementen und Farben zu tun. Es hat mit der Perspektive, der Spannung, der Balance und den Kontrasten zu tun. Je besser wir diese Werkzeuge der fotografischen Bildsprache einsetzen können, desto größer stehen unsere Chancen, mit unseren Bildern zu unserem auserwählten Publikum sprechen zu können.

Zweitens kann die Selektion unseres Publikums nicht eng genug eingeschätzt werden. Anders gesagt, man kann nicht jeden erreichen. Nicht jedem werden unsere Werke gefallen, noch werden sie von jedem verstanden. Das ist ganz normal. Ein Schriftsteller würde auch nicht davon ausgehen, dass sein in Englisch geschriebenes Buch von Spanischsprechenden verstanden wird. Ein christlicher Mystiker aus dem zehnten Jahrhundert wird von einem Wissenschaftler aus dem 21. Jahrhundert auch nicht verstanden. Auch wenn wir als Menschheit so vieles gemeinsam haben, gibt es kulturelle Gräben, die wir niemals überwinden werden. Und dann wäre da noch, ganz unpathetisch, der individuelle Geschmack. Ganz gleich, wie groß Ihr Publikum ist, werden diejenigen in der Überzahl sein, die Sie mit ihren Arbeiten nicht erreichen können.

Dies ist deshalb wichtig zu betonen, weil es Ihnen die Freiheit gibt, sich allein Ihrem Zielpublikum zuzuwenden und sich vor dem Rest nicht zurückhalten müssen. Dadurch haben wir auch die Freiheit, unseren Launen, unserer Neugier und unserer Inspiration zu folgen und müssen uns nicht nach den Erwartungen anderer richten. Das wiederum bringt die Freiheit, Werke zu erschaffen, die ehrlicher und

authentischer sind. Natürlich nutzen wir diese Freiheit nicht immer, denn es ist schon für uns allein schwer genug, aufrichtig zu sein oder unseren eigenen verrückten Ideen nachzugehen, ganz zu schweigen, wenn uns dabei noch jemand über die Schulter zu schauen scheint.

Bei diesen elementaren Voraussetzungen einer Kommunikation habe ich bewusst nicht das Gegenüber als Erstes erwähnt, sondern die Frage, was man sagen möchte. Was dies angeht, ist das Publikum nicht unwichtig, aber fast. In dem Moment, in dem man mit seiner Arbeit zunächst nach Akzeptanz aus ist und nicht rein von der Kreativität getrieben wird, hat man verloren. Ganz gleich, wie wir Kunst definieren, muss sie etwas von dem Künstler in sich tragen. Der Liedermacher Josh Ritter hat dies einmal in folgende wunderbar prophetische Worte gefasst: »Ich singe aus Liebe zum Singen. Gnade dem, der der Bewunderung wegen singt.« Ja, das Publikum spielt eine Rolle und zum Teil werden wir ja auch davon angetrieben, Bilder mit Seele zu erschaffen, damit wir uns mit den tieferliegenden Schichten unseres Menschseins verbinden und an eben diese in anderen mit unseren Bildern appellieren. Doch wenn wir das in uns Liegende ignorieren und nur losziehen, um anderen zu gefallen, gefallen wir aller Wahrscheinlichkeit nach am Ende niemandem. Das Streben nach Authentizität geschieht nicht um ihrer selbst willen, sondern damit wir eine Verbindung zu unserem Publikum finden. Dabei geht es weniger darum, was wir machen, als wie und warum wir es machen.

Wenn Sie also wirkungsvollere Bilder erschaffen wollen (und damit meine ich solche, bei denen die anderen diese Wirkung verspüren), müssen Sie Ihr Publikum im Hinterkopf behalten und dessen Sprache sprechen. Im Gegenzug untergraben Sie alles, wenn Sie Ihr Publikum so weit beeinflusst, dass es Auswirkungen auf Inhalte und Beweggründe Ihrer Arbeiten hat. Hier die Balance zu wahren ist nicht einfach: einerseits sein Publikum tief zu verehren und mit ihm in Verbindung treten zu wollen und andererseits sich keinen Deut darum zu scheren, was es von Ihrer Kunst hält. Der einzige Weg aus diesem Spannungsfeld ist meiner Meinung nach der, das Ego mit Argusaugen zu beobachten und zu schauen, ob man sein Werk nicht als allzu bedeutend betrachtet.

Lassen Sie Ihre Arbeiten für sich sprechen. Wenn sie Sie glücklich machen, reicht dies vermutlich aus. Wenn andere keinen Zugang dazu finden, wie es oft der Fall ist, ist das auch in Ordnung. Versuchen Sie herauszufinden, warum ihnen dieser Zugang verwehrt bleibt. Verbessern Sie sich handwerklich. Versuchen Sie Ihr Publikum besser zu verstehen oder finden Sie einfach ein anderes. Versuchen Sie es aufs Neue, doch tauschen Sie den Künstler in Ihnen niemals gegen die Akzeptanz der Masse ein. Es gibt eine Möglichkeit, sich in seinen Bildern persönlich bestmöglich auszudrücken *und* dafür ein empfängliches Publikum zu finden. Irgendetwas in mir sagt mir jedoch, dass die Leichtigkeit, mit der das gelingt, im umgekehrten Verhältnis dazu steht, wie viel Befriedigung einem dieses verschafft.

Darüber hinaus gibt es noch einen weiteren Aspekt der Rolle des Publikums, der meiner Meinung nach viel mit dem Wesen der Kunst an sich zu tun hat: Letztendlich haben wir keine Kontrolle darüber, wie unsere Kunst von anderen interpretiert oder erlebt wird. Es gibt zwar eine Chance, dass unser Zielpublikum sie gut annimmt, doch unsere Kunst führt gewissermaßen ein Eigenleben, und wenn wir Glück haben, erreicht sie mehr, als wir uns zuvor erhofft haben. Schließlich sind wir nicht immer zugegen, um erklären zu können, worin unsere Absichten bestanden oder was wir zum Ausdruck bringen wollten. Die fotografische Lesart der einen kulturellen Gruppe unterscheidet sich von der der nächsten. Das Publikum ist genauso wie der Künstler in das Kunsterlebnis mit eingebunden, und jeder Künstler, der glaubt, auch nur für einen Moment den erzählenden Charakter seiner Bilder vollständig unter Kontrolle haben zu müssen, sollte sich auf ein gehöriges Maß an Frustration gefasst machen.

Wir erschaffen etwas nach bestem Gewissen und entlassen es dann in die Welt, damit andere es erleben können und damit machen, was sie wollen. Das Wissen darum macht uns entweder verrückt oder wirklich frei, was immer und wie immer uns gefällt zu erschaffen und zu wissen, dass es zumindest unseren Absichten getreu entstanden ist. Das ist vermutlich das beste, auf das wir hoffen können. Diese Form der Freiheit ermöglicht größere Kunst, als jedes Maß technischen Könnens jemals hervorgebracht hat.

In dem Moment, in dem man bei seiner Arbeit zunächst auf Akzeptanz aus ist und nicht weil man von der Kreativität getrieben wurde, hat man verloren.

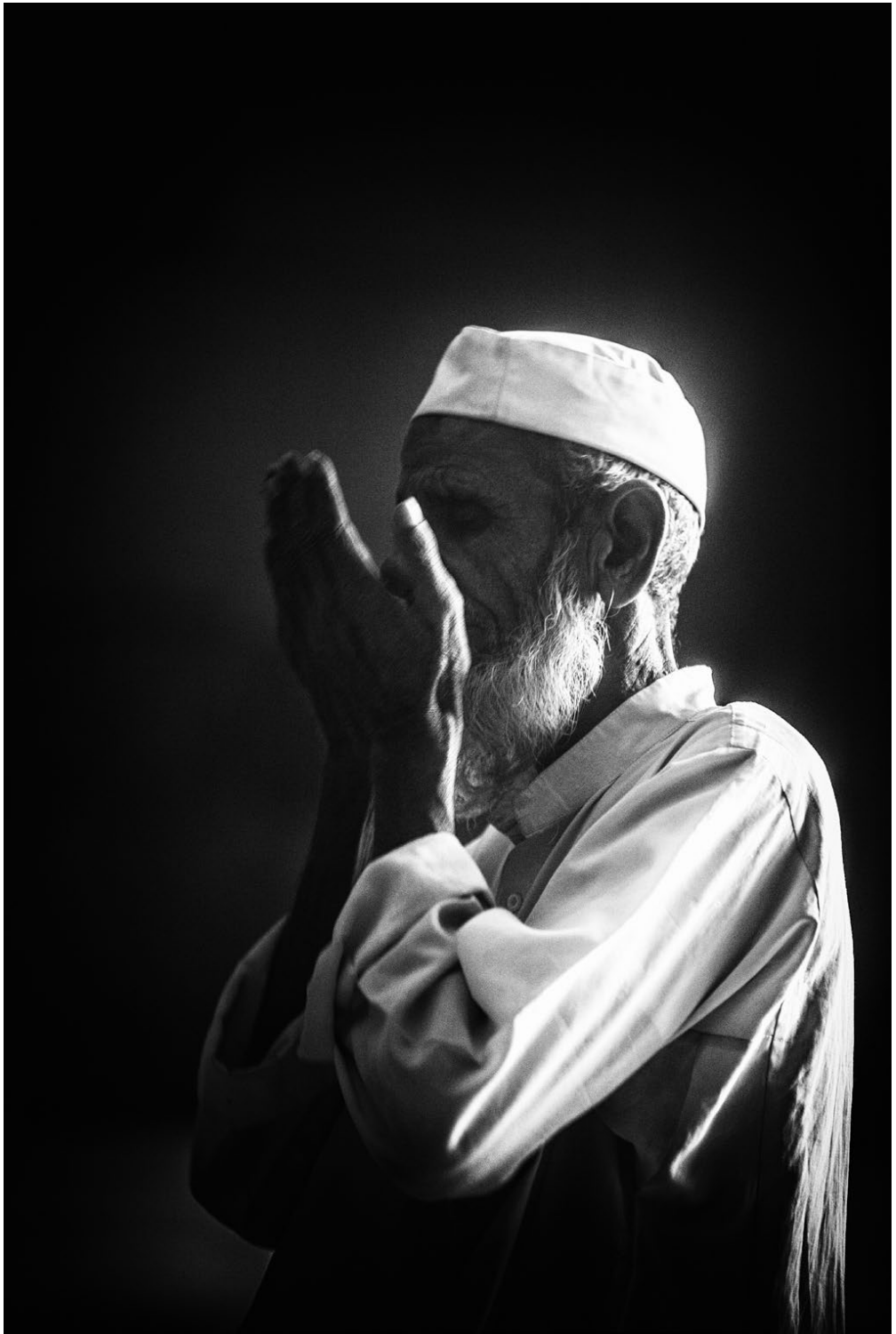


Alt-Delhi, Indien, 2009





Ladakh, Indien, 2009



Nizamuddin, Indien, 2009

Handwerkliches
Schaffen kann
man bemessen,
künstlerisches nicht.

Die Verweigerung von Vergleichen

Wenn es in unserer Fotografie um die Rolle der anderen geht, betrifft dies nicht nur unser Publikum, sondern auch die anderen Fotografen, deren Arbeiten wir mitunter etwas nervös betrachten. Wie beim Austausch mit dem Publikum gibt es hier eine gewisse Zweiseitigkeit.

Wir schauen uns des Öfteren bei anderen visuellen Künstlern um, um uns handwerklich weiterzuentwickeln und uns im Großen und Ganzen irgendwo einzuordnen. Von ihnen und deren Arbeiten beziehen wir oftmals unsere Vorstellungen, in welche Richtung wir gehen wollen, vom Exzellenzniveau her, bezüglich Verbesserungsmöglichkeiten und Techniken, die wir noch erkunden wollen. Dadurch entsteht eine Gemeinschaft unter Künstlern, mit denen wir eine Disziplin teilen und deren Werke wir würdigen sollten.

Doch leider betrachten wir die Werke anderer nicht immer mit wohlwollenden Augen, sondern argwöhnisch, als stünden wir in Konkurrenz.

Die Kunst ist etwas höchst Subjektives und Persönliches und deshalb gibt es auch keine verbindlichen Maßstäbe, anhand derer wir objektiv unseren Rang auf diesem Feld bemessen können. Selbst wenn wir es könnten, wäre ich mir nicht sicher, ob das den meisten von uns gefiele oder uns zu besseren Arbeiten animieren würde. Es ist mir ein Rätsel, warum das menschliche Wesen so sehr darauf aus ist, seinen Platz in der Welt zu kennen, und so versessen ist, sich zu vergleichen und abzugrenzen. Vielleicht gründet sich dies auf einem evolutionsbiologischen Vorteil. Doch es liegt auf der Hand, dass die natürliche Selektion scheinbar nicht das seelische Wohlbefinden von Künstlern im Sinn hat, denn deren Neigung, sich und einander zu vergleichen, hilft nicht weiter.

Was es auch sei, die Kunst ist kein Wettbewerb. Darüber hinaus wird unsere Kunst nicht dadurch besser, dass wir versuchen, sie besser zu machen als andere. Handwerkliches Schaffen kann man bemessen, künstlerisches nicht.

Mein Freund Paul Nicklen ist Tierfotograf mit der Seele eines Künstlers. Neulich unterhielten wir uns über den Widerstreit zwischen Konkurrenz und Wertschätzung. Seiner Meinung nach machen Wertschätzung und das Verlangen nach dem Erleben der Arbeiten anderer, sie zu uns sprechen zu lassen und unsere Augen für neue Sichtweisen zu öffnen, das Wesen der Kunst aus – wenn wir deren Werke also als Kunst und nicht als Bedrohung verstehen. Fassen wir sie als Kunst auf, öffnen wir uns, um zu staunen und von ihnen zu lernen. Wenn wir sie dagegen aus Angst als Bedrohung verstehen oder als Profi befürchten, dass andere mehr Aufträge bekommen als wir, schneiden wir uns von der Erfahrung des Lernens, der neuen Sichtweisen und der nötigen Portion Großzügigkeit ab, die wir eigentlich in unsere Werke einfließen lassen wollen.

Die Kunst sollte ein Akt des Gebens und nicht des Nehmens sein. Fühlen wir uns so frei, die Werke anderer wertzuschätzen, statt mit ihnen in Konkurrenz zu gehen, haben wir auch die Freiheit zu lernen, authentisch kreativ zu sein und uns bis zur Meisterschaft vorzukämpfen, ohne dabei die Last des Egos und des Vergleichs mit anderen zu tragen.

Wenn wir uns mit anderen Fotografen vergleichen, sehen wir in der Regel nur deren beste, mitunter kuratierte ausgearbeitete Werke. Ihre Tausende Entwürfe, Fehlschläge und großen Zweifel an sich bekommen wir nicht mit. Wir sehen nicht, wie hart sie gearbeitet haben. Wir sehen nur das große Talent, das wir oftmals leichten Herzens anderen zugestehen, uns selbst aber nicht. Unser Urteilsvermögen steht deshalb auf tönernen Füßen und führt uns weit in die Irre.

Doch das ist noch nicht einmal der wesentliche Punkt. Der Punkt ist, dass, wenn wir uns mit anderen vergleichen, wir an der falschen Stelle suchen. Unsere besten Arbeiten entstehen, wenn wir unserer Neugier und nicht unserem Neid nachgehen.

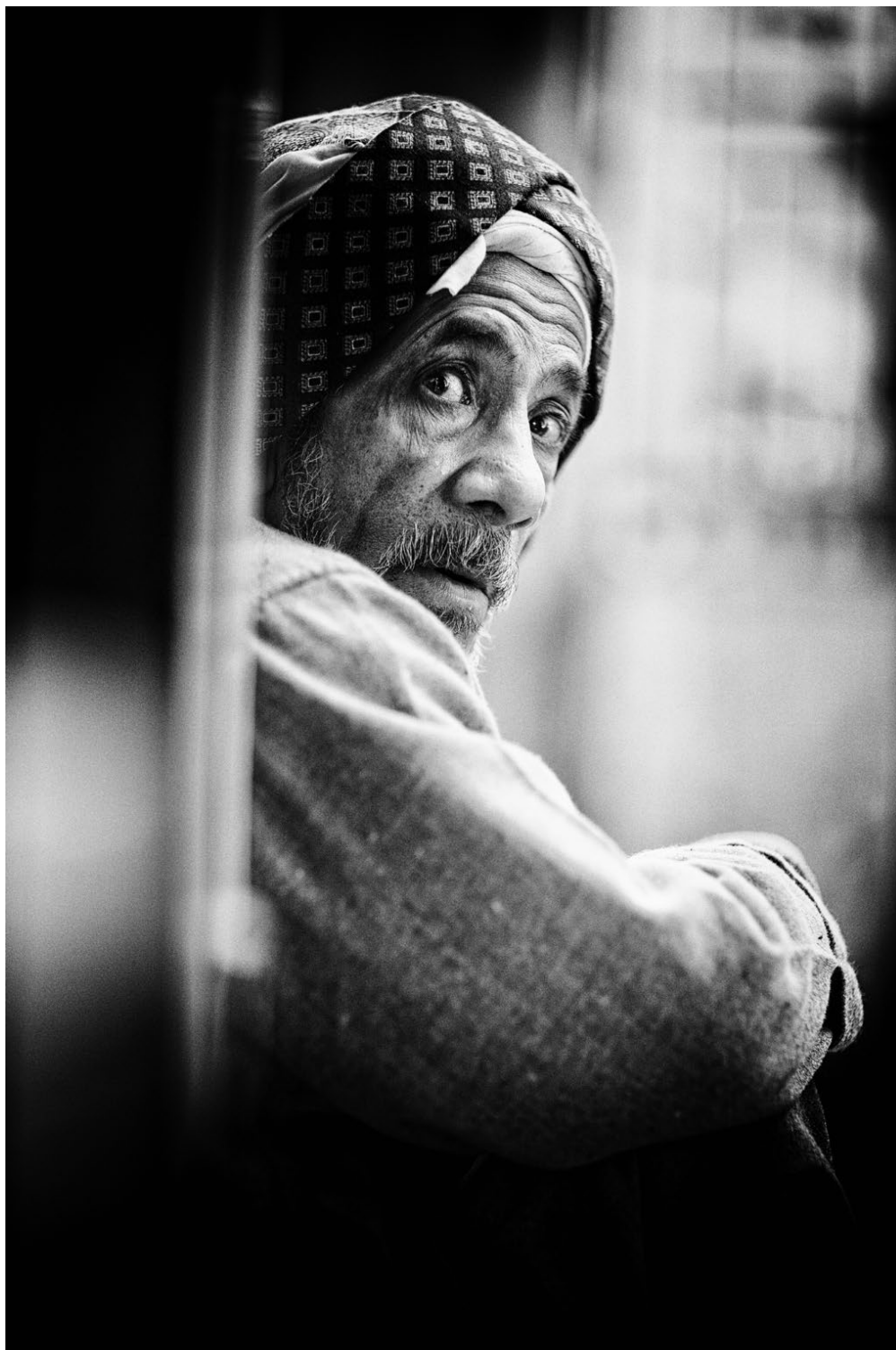
Wollen wir Vergleiche anstellen, die uns weiterbringen sollen, bringt es nur etwas, unsere eigenen Arbeiten nebeneinander zu betrachten. Bevor andere sie zu Gesicht bekommen, prüfen wir selbst, wie gut sie unserer eigenen Sichtweise entsprechen. Wenn also die Kunst etwas ist, in dem man uns selbst und unsere Beziehung zur Welt wiederfindet, ist es genau das, nach dem wir suchen sollen. Eine Künstlergemeinschaft, die sich argwöhnisch miteinander vergleicht, ist keine Gemeinschaft, die bessere Kunst zustande bringt. Solch eine Gemeinschaft stellt keine interessanteren Fragen, sucht nicht nach neuen interessanten Orten oder etwas, das die Fantasie und die Herzen in Flammen setzt.

Die Entwicklung eines Künstlers sollte sich von der Masse abheben. Mit der Zeit sollten die Werke immer weniger wie die aussehen, von denen sie inspiriert wurden und somit zunehmend als Originale den Künstler selbst widerspiegeln.





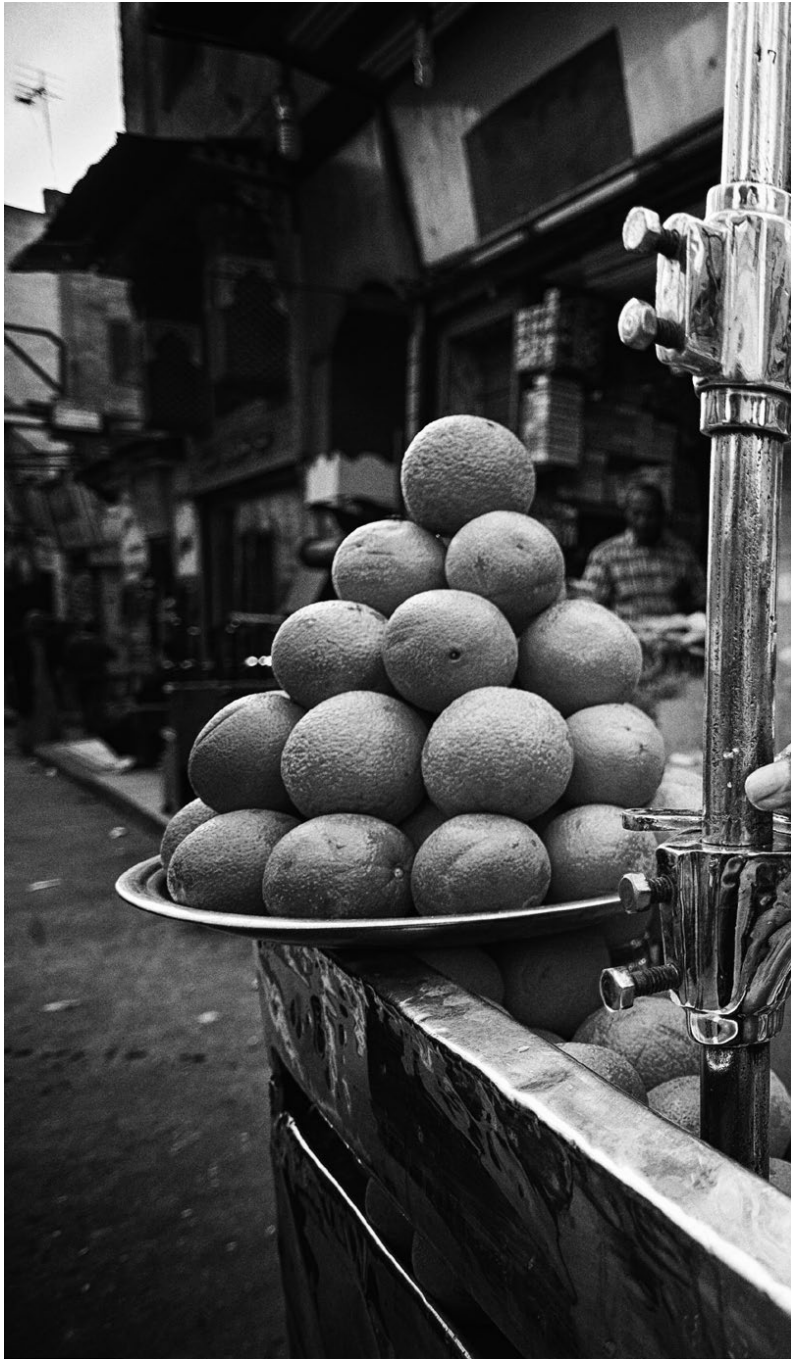
Kairo, Ägypten, 2009



Kairo, Ägypten, 2009



Sapa, Vietnam, 2009





Kairo, Ägypten, 2009

Wir streben deshalb
nach Authentizität,
weil wir wissen, wie
schwierig es ist, ganz
man selbst zu sein.

Authentizität

Die Gefahr von Phrasen und Werbeslogans besteht darin, dass sie einem so oft um die Ohren gehauen werden, bis man sie irgendwann nicht mehr wahrnimmt und sie komplett ihre Bedeutung verlieren. Während ich dies schreibe, ist gerade das Wort *Authentizität* in aller Munde und wird von Hipstern und Marketingleuten, um eine zunehmend zynisch gewordene Käuferschicht zu erreichen, derart strapaziert, dass auch dieses Wort an Bedeutung einzubüßen droht. Es ist die neue Art zu sagen, etwas wäre *das einzig Wahre*, ohne dabei zu overschlau zu klingen. Das Problem dabei ist nur, dass irgendwann auch *authentisch* als overschlau aufgefasst wird und sich die Konnotation ins Gegenteil verkehrt. Dennoch ist das Konzept von Authentizität noch relevant und wir dürfen ihm nachgehen, ohne das Wort zu missbrauchen.

Das Wort selbst entlehnt sich den Wörtern *Autor* und *Autorität* und meint so viel wie »man selbst sein,« deutet also darauf hin, dass man selbst die Quelle ist.

Von meinen Werken zu behaupten, sie seien authentisch, bloß weil sie von mir stammen, wäre natürlich eine grobe Vereinfachung. Der Wunsch nach Authentizität hängt deshalb so hoch, weil wir wissen, wie schwierig es ist, ganz man selbst zu sein.

Etwas zu schaffen, das aus unserem tiefsten Inneren kommt und viel von uns selbst ausdrückt, ist nun einmal sehr schwer. Jeder kann etwas hervorbringen, das gefällt. Das ist einfach. Doch die menschliche Seele trachtet nicht nur danach, geliebt zu werden. Wir wollen *vollkommen verstanden* und vollkommen geliebt werden und das mit all unseren Fehlern und Widersprüchen. Vollkommen verstanden zu werden, gar uns selbst in großen Teilen zu verstehen, erfordert sehr viel Mut und Güte, zu denen wir oft erst später im Leben finden, wenn uns die Kritik ein paarmal vom hohen Ross geholt hat.

Sobald wir Fotos machen, die mit uns stimmiger sind, die schonungslos und vorwärtsgewandt sind, sich nicht an anderen orientieren, sondern nur an uns selbst, lassen sie den Funken überspringen, da solche Arbeiten so selten, so menschlich und so schwer zu machen sind. Das sind dann Fotos, die wahrgenommen werden. Authentische Fotos wirken stärker als solche, die andere Stile nachahmen, und schon allein deshalb sind sie der Mühe wert. Doch es gibt noch einen wichtigeren Grund.

Werke, die sich ihren Weg aus unserem tiefsten Inneren bahnen, sind es, die wir erschaffen müssen. Einfach für uns selbst. Dies sind die Werke, die uns am meisten Genugtuung verschaffen, selbst wenn sie uns an unsere Grenzen treiben und wir sie deshalb scheuen. Das gilt auch für den Fall, dass diese Werke anderen missfallen oder, noch schlimmer, ignoriert werden. Es sind Arbeiten, die uns helfen, uns besser kennenzulernen, da der Prozess des Kunstschaffens einer der Erkenntnis ist. Diese Werke werden bessere nach sich ziehen, da sie einen starken Kern haben, der nachhallt.

Die schwieriger zu beantwortende Frage ist folgende: Wie können wir wissen, ob unsere Arbeiten authentisch sind oder es werden? Ich bin mir nicht sicher, ob ich die Antwort selber weiß. Ich glaube, dass es eine dieser Fragen ist, die man sich am besten immer wieder aufs Neue stellt, statt sie ein für alle mal beantworten zu wollen. Diese Frage treibt uns dazu an, besser zu werden, uns neuen Einflüssen auszusetzen, ein wenig tiefer zu gehen, um herauszufinden, was uns wirklich wichtig ist, und im Gegenzug die Arbeiten einzustellen, die nicht mehr mit dem in Einklang stehen, wohin wir uns entwickelt haben.

Wir sollten auch die eine Frage zulassen, die unmittelbar eine ganze Kaskade von anderen nach sich zieht: Mache ich, was ich will, oder das, was andere von mir erwarten? Wiederhole ich mich selbst, suche Sicherheit in alten Mustern und fürchte, etwas Neues auszuprobieren? Stagniere ich, weil ich keine neuen Herangehensweisen finde und meine bisherigen Ansichten nicht hinterfrage?

Vielleicht geht die Frage nach der Authentizität zu weit. Vielleicht ist die Frage zu sehr aufgeladen und bedrängt uns zu sehr. Vielleicht reicht es uns zu fragen: »Bin ich das?« Anschließend macht man sich auf die Suche nach Wegen, diese Frage in den eigenen Werken zu beantworten. Wege, die immer ungeschützt sind und die uns helfen, uns und die Welt besser wahrzunehmen. Wege, die zunehmend von der Gleichförmigkeit abweichen, die sich heimlich in unsere Werke einschleichen kann.

In der Schöpfungsgeschichte ist der Mensch aus Lehm entstanden, dem der Schöpfer das Leben eingehaucht hat, sodass er als sein Ebenbild geschaffen wurde. Ich finde den Symbolgehalt darin erstaunlich und wichtig. Soll auch unser Werk menschlich sein, ist es unsere Aufgabe, ihm Leben als Schöpfer einzuhauchen. Zur Inspiration, dem sprichwörtliche Einatmen, gehört alles, was wir tun, um unseren tiefsten Atem aus unserer Umwelt zu schöpfen, alles was wir lieben und schätzen, alles was uns persönlich wichtig ist und wir schützen möchten. Doch der Vorgang des *Ausatmens* in unsere Werke ist es, der sie zu unseren eigenen macht, ihnen das Leben einhaucht.

Ihre authentischen und besten Werke entstehen in Ihrem Bild. Es wird Ihnen und der Welt sie selbst widerspiegeln. Noch mag dies nicht der Fall sein. Wir sind alle auf unterschiedlichen Stufen auf dem Weg zur Meisterschaft. Doch irgendwann wird es der Fall sein. Oder es kann der Fall sein. Nicht alle schaffen es, und ich selbst bin mir auch nicht sicher, ob ich dort hingelange. Diese Frage kann ich allerdings nur beantworten, indem ich mich zeige und meine Arbeit mache, in der Hoffnung, dass es sich an guten Tagen in meinen Bildern niederschlägt.



Kairo, Ägypten, 2009





Kairo, Ägypten, 2009



Kairo, Ägypten, 2009

Man möchte
jemanden, der weiß,
wie es ist, kreativ zu
sein, sich zu bemühen,
authentisch zu sein
und sein Tun mit
seinen Vorstellungen
in Einklang zu
bringen.

Kritik

Jetzt, wo der Aspekt, was andere über unsere Arbeiten denken, schon betrachtet wurde, ist eine Diskussion über Kritik angebracht. Es gibt kaum etwas besseres als qualifizierte Kritik, die einen Fotografen darin weiterbringt, die Lücke zwischen der eigenen Auffassung seiner Werke und der anderer zu verringern.

An Kritik als solcher mangelt es nicht. Jeder hat seine Meinung, und sobald man seine Werke im Internet zur Schau stellt, werden sie jedweder ungefragter Kritik ausgesetzt. Dabei kommt es allerdings selten vor, dass diese Kritik uns weiterbringt. Meistens kommt sie von Fotografen, die gerade einmal selber so lange fotografieren, dass Sie ihr Handwerk einigermaßen beherrschen, das Wesen der kreativen Fotografie aber noch lange nicht innerlich erfasst haben. So kommt es, dass die meiste Kritik entweder aus Eifersucht oder Neid oder gut gemeinten Ratschlägen besteht: »Nun, wenn das *mein* Foto wäre ...«

Dann gibt es da noch die Ihnen Nahestehenden, die ganz losgelöst von handwerklich-künstlerischen Überlegungen Ihre Werke lieben. Diese Menschen lassen Sie innerlich aufleben und geben Ihnen Rückhalt, so wie es sein soll. Doch verwechseln

Sie dies nicht mit dem, was Sie tatsächlich weiterbringt. Wenn Sie weiterkommen wollen, brauchen Sie Kritiker und keine Fans. Am besten hat man beides, sollte sich aber genau überlegen, nach welchen Stimmen man sich orientiert – dabei bedenkend, dass noch schlimmer als auf die falschen zu hören ist, auf zu viele zu hören.

Der gut ausgesuchte Kritiker ist derjenige, von dem man das Gefühl hat, etwas lernen zu können. Das ist jemand, dem man vertraut und der etwas Substanzielles beitragen kann. Idealerweise ist diese Person selber kreativ tätig und bringt daher die entsprechende Reputation mit sich. Man möchte jemanden, der weiß wie es ist, kreativ zu sein, sich zu bemühen, authentisch zu sein und sein Tun mit seinen Vorstellungen in Einklang zu bringen. Man möchte auch jemanden, der seinen Werken das Maß an Aufmerksamkeit entgegenbringt, die sie verdienen. Es ist schon schwer genug, einer anderen Person seine sehr persönlichen Arbeiten anzuvertrauen. Je weniger Hindernisse einer wahren Offenheit und Ehrlichkeit im Wege stehen, desto besser.

Mit der Wahl eines Mentors oder einer anderen Person, die die eigenen Arbeiten beurteilt, legt man zum einen fest, auf wen man hört, zum anderen aber auch, auf wen nicht. Das bedeutet zwar nicht unbedingt, dass man sich von sämtlichen Einflüssen anderer Art abkapselt, sondern dass man sich jeweils nach einer Stimme richtet. Ansonsten riskiert man aufgrund der zu vielen Auslegungen völlig überfordert zu werden. Jede einzelne Kritik anzuhören gibt Ihnen genug Zeit, sie gegenüber den Auslegungen und Vorstellungen, die man zuvor hatte, abzuwägen. So verschafft man sich auch ausreichend Raum, sich tatsächlich zu öffnen. Es ist besser, sich nur einer Sache vollständig zu öffnen, statt vielem gleichzeitig nur zum Teil, wobei sich einiges von dem auch noch widerspricht.

Kritik zu empfangen ist im Prinzip einfach. Man lässt jemand anderen seine Werke betrachten und einen Blick in die eigene Seele werfen. Um dem aber wirklich zuzuhören, erfordert es neben der Bereitschaft dazu noch eine Portion Demut – beides Eigenschaften, die manchen Leuten und auch mir nicht leichtfallen. Doch um unsere blinden Flecken zu erkennen, sind diese Eigenschaften nötig.

Manche von uns müssen zu Ohren bekommen, dass die Werke schwächlich sind, andere brauchen Leute, die ihnen sagen, dass die Werke intensiv sind. Aus den unterschiedlichsten Gründen versagen wir den einen oder den anderen oder sogar beiden Stimmen das Gehör. Doch wenn unsere Kunst so viel von uns wie möglich enthalten soll und wir daraus noch mehr machen wollen, müssen wir uns nicht nur einer qualifizierten Außenwahrnehmung öffnen, sondern sie sogar aktiv aufsuchen. Wenn es also zu unserer Aufgabe gehört, die Welt auf neue Weise zu sehen, gehört auch dies zu unserer Aufgabe. Empfindsamkeit ist also nicht nur in den Zeiten gefragt, in denen es gut läuft.

Ich glaube allerdings auch, dass selber Kritiken zu geben wichtig ist. Die Fotografie hat mir so viel gegeben, dass ich gerne etwas zurückgebe. Ich liebe es zu unterrichten und jemanden auf seinem kreativen Weg zu begleiten. Dennoch ist mein Verlangen, die Werke anderer anzusehen und zu diskutieren, nicht vollkommen selbstlos. Wie aus Büchern lerne ich auch beim Unterrichten und bei der Bildkritik. Dadurch vertieft sich mein Wissen, stelle ich meine Grundüberzeugungen infrage und bringe meine eigenen, in der Reife befindlichen Ideen in Schwung.

Wie man nun genau konstruktive Kritik äußert, wird in der allgemeinen Fotografie kaum diskutiert. Ich habe meine eigenen Vorstellungen entwickelt, wie man so kritisiert, dass der Empfänger und nicht mein Ego etwas davon hat und dass die Kritik ehrlich ausfällt, ohne dass er oder sie verletzt werden und sich deshalb total abschotten würden. Deshalb war ich angenehm überrascht, als ich meine Haltung von Johann Wolfgang von Goethe bestätigt fand. Goethe schlug drei Prinzipien der Kritik vor, die er in drei Fragesätze fasste: Was versuchte der Künstler auszudrücken? War der Künstler damit erfolgreich? War es die Sache wert? Ich glaube, dass diese Fragen nicht nur bei der Kritik fremder, sondern auch bei der eigener Werke hilfreich sind.

Was versuchte der Künstler auszudrücken?

Hier geht es um die Vorstellungskraft. Dass ich dies so explizit erwähne, wird Sie nicht verwundern. Ich glaube, dass die Vorstellungskraft im fotografischen Sehen den Beginn des fotografischen Prozesses ausmacht. Es ist dasjenige in uns, was

uns die Kamera zum Auge führen lässt. Es ist auch das, an dem sich unsere Werke messen lassen müssen, ganz gleich, ob es sich dabei um das letztendlich erfolgreiche Bild oder nur eines auf dem Weg dorthin handelt.

Kein Kritiker, weder jemand anders noch unser innerer Kritiker, kann etwas Substanzielles beitragen, bis er diese Frage nicht beantwortet hat. Solange die anderen sich unsicher sind, was Sie ausdrücken wollten, auf was Sie hinweisen wollten, welche Fragen Sie stellen wollten, können sie auch nicht sagen, ob das daraus resultierende Foto diese Aufgabe erfüllt. Wenn Sie sich selber über diese Dinge im Unklaren oder nicht bereit sind, diese mit Ihrer Kamera zu entdecken, werden Sie es auch schwer haben, Ihre eigenen Werke zu beurteilen. Auch die Entstehung des Fotos an sich würde dadurch erschwert.

War der Künstler damit erfolgreich?

Hier geht es um die Ausführung. Hat der Fotograf aus den zahlreichen Möglichkeiten diejenige gewählt, die das Foto der ursprünglichen Vorstellung am nächsten gebracht hat? Dabei geht es nicht nur um rein handwerkliche Fragen, sondern auch um geschmackliche. So werden einige einen anderen Ausschnitt bevorzugen als wiederum andere, für die Perspektive gilt das Gleiche. Manche bevorzugen das spontanere Grundgefühl mit ein wenig Bewegungsunschärfe, manche bevorzugen ein durchgehend scharfes Bild.

Dies sind letztlich Geschmacksfragen. Die Kritik hat also nicht die Aufgabe, das eine oder das andere als besser anzusehen, sondern die Möglichkeiten und die damit verbundenen Entscheidungen abzuwägen. Haben diese Entscheidungen das Bild der Absicht des Fotografen nähergebracht oder eher davon entfernt? Welche anderen Entscheidungen wurden getroffen? Das Wort »sollte« hat in diesen Diskussionen nichts verloren.

War es die Sache wert?

Ich stelle mir diese Frage anders: Spielt es eine Rolle? Und wenn schon? Wen kümmert es? Ich möchte, dass meine Arbeiten andere ansprechen. Ich möchte, dass

sie etwas aus meinem Inneren zum Ausdruck bringen. Ich möchte, dass sie einen Gedanken oder ein Gefühl verkörpern oder in manchen Fällen auch verstärken. Das Leben ist zum einen zu kurz und zum anderen zu schön und zu wichtig, um Fotos zu machen, die mich nicht bewegen. Mir bleibt nicht einmal die Zeit, alle die Fotos zu machen, die ich gerne machen möchte, weshalb sie für die banalen Fotos erst recht zu schade ist.

Bezüglich meiner Bildkritik lauten meine Fragen daher: Bewegt mich Ihr Foto? Öffnet es mir die Augen für etwas Neues? Erinnert es mich an etwas? Verschafft es mir eine Gänsehaut? Lässt es mich lachen oder weinen? Oder muss ich um höfliche Worte ringen oder möchte einfach nur umblättern?

Die Antworten auf diese Fragen sind sehr hilfreich, denn auf die Frage, ob der Künstler mit seiner Durchführung erfolgreich war, lauten sie schließlich nicht immer Ja. Natürlich sind wir damit nicht immer erfolgreich und das wahrscheinlich sogar noch weit weniger häufig als wir glauben wollen. Dennoch handelt es sich dabei nicht unbedingt um Fehlschläge. Das Konzept kann wahrhaftig sein, die Fragen interessant, das Motiv ebenbürtig und dennoch kann der Ausdruck dessen daneben liegen – vielleicht uninspiriert oder uninspirierend. Uns also während des Fotografierens zu fragen, ob es die Sache wert ist, hilft uns auch bei der Frage, ob es wert ist, einen neuen Anlauf zu wagen.

Wenn wir Kritik zulassen, hilft sie uns, ehrlich zu sein. Sie hilft uns, Fragen zu stellen, statt uns an Antworten zu klammern, die wir bereits kennen oder lieber hören würden. Die Kritik ist kein Ersatz für das Hören auf die innere Stimme, sondern ein Mittel, diese innere Stimme besser zu hören, unsere blinden Flecken zu erkennen und aus Sackgassen herauszukommen, von denen wir nicht einmal wussten, dass wir in ihnen stecken. Eine gut formulierte Kritik kann uns neue Möglichkeiten eröffnen, unsere Stärken zu erkennen und ehrlicher gegenüber unseren eigenen Schwächen zu werden.

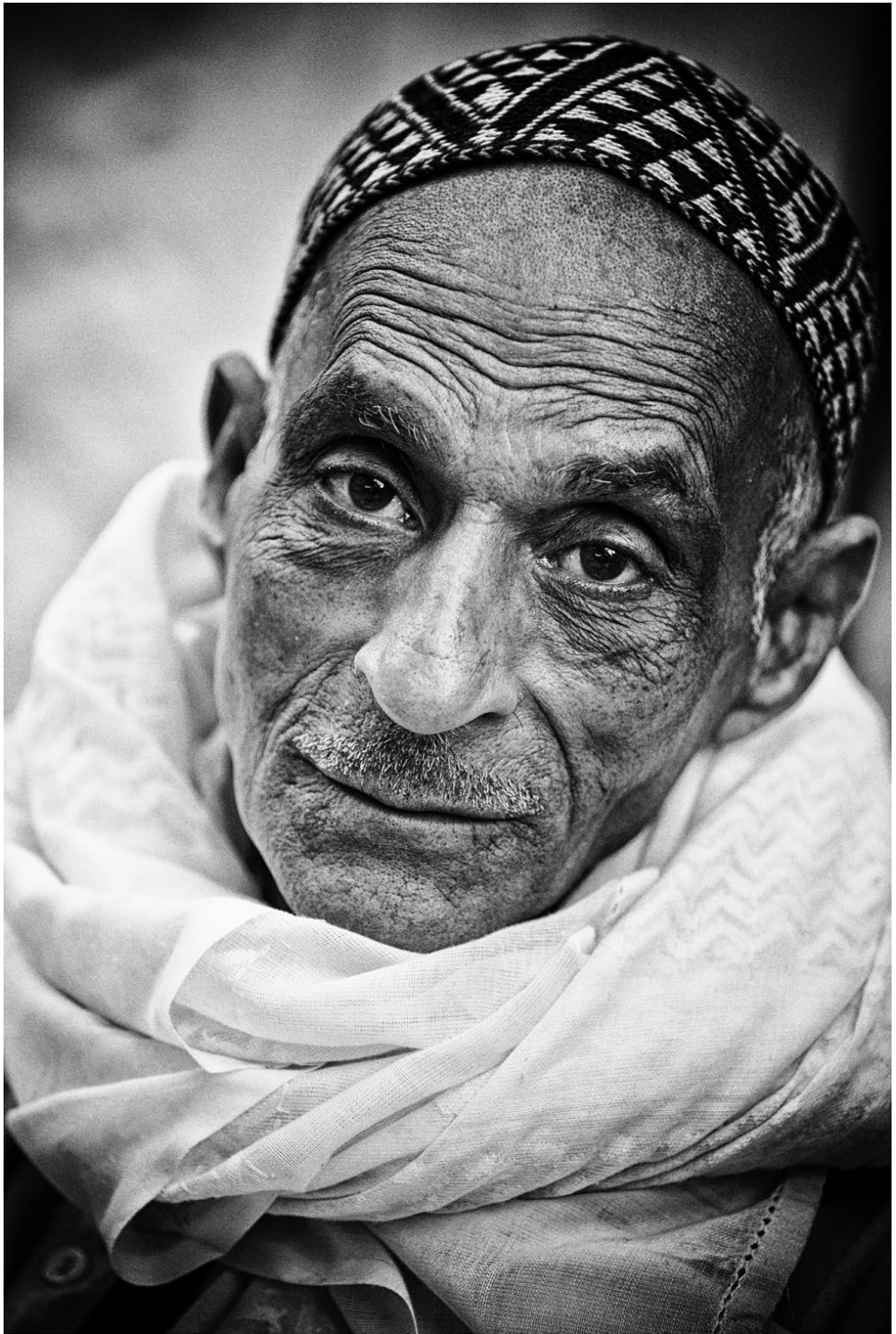


Alt-Delhi, Indien, 2009





Kairo, Ägypten, 2009



Kairo, Ägypten, 2009



Kairo, Ägypten, 2009



Leidenschaft ist
wichtig. Sie gibt
unseren Werken
Ehrlichkeit, Richtung
und Stimmung.

Ohne Liebe geht es nicht

Um unseren Fotos etwas Menschliches zu verleihen und etwas zu erschaffen, das mehr als nur eine Übung im Umgang mit der Kamera darstellt, müssen die Fotos uns etwas bedeuten. Und ja, man muss sie *lieben*. Damit meine ich nicht die Art, wie wir unsere Liebesspeise lieben (wenn Sie genauso viel Zeit und Energie in Ihr Lieblingsessen wie in Ihre Fotografie stecken, gilt das dort natürlich auch). Ich meine es ganz aufrichtig und im leidenschaftlichsten Sinn.

Keiner möchte Arbeiten von Künstlern sehen, die nur herumspielen, weil sie sich eigentlich nur für Kameras interessieren, genau wie man keine Gemälde von Malern sehen möchte, die sich nur für Pinsel und Leinwände interessieren. Was wir in Sachen Kunst sehen möchten, sind Künstler, die vor Leidenschaft fast verrückt sind, wie besessen: jemanden, der als Künstler eher ausbrennt als wegdämmert. Wir möchten Künstler sehen, deren Fehlritte in den Boulevardblättern stehen, nicht, weil wir damit einverstanden wären oder insgeheim auch so leben wollten, sondern weil wir etwas mit dieser Art von Hingabe sehen wollen. »Entzünde Dich mit dem Feuer der Leidenschaft,« schrieb der Prediger John Wesley einst, »und die Leute kommen von weit her, um Dich brennen zu sehen.« Er sprach damals zwar von

der Leidenschaft für Gott und nicht über Kunst, aber das Prinzip ist das gleiche. Leidenschaft ist wichtig. Sie gibt unseren Werken Ehrlichkeit, Richtung und Stimmung. Darauf werden die Leute immer ansprechen.

Kunst fast verrückt vor Leidenschaft oder wie besoffen zu machen, ist allerdings für die meisten von uns nicht mit dem Alltag vereinbar. Wir müssen meist nüchtern bleiben, damit wir die Kinder zur Schule bringen und unserer Arbeit nachgehen können. Die Liebe hingegen ist mit unserem Alltag vereinbar. Nicht die Hundeliebe oder die Vernarrtheit in unsere erste Kamera ist damit gemeint, sondern die lang anhaltende, tiefe Liebe von ganz weit innen. Tiefe Liebe und dem Raum geben, für das wir Leidenschaft empfinden und wovon wir im übertragenen Sinne wie besoffen sind, ist auch in einem normalen Leben mit den üblichen Sorgen möglich. Auch die harte Arbeit daran hat noch ihren Platz, da für die meisten von uns es diese Arbeit und nicht der Genius ist, aus der Kunst entsteht. Doch dieses Leben und diese künstlerische Arbeit schließen niemals die Liebe aus.

Warum sonst sollten wir von irgendetwas berührt werden, dass wir die Kamera immer wieder ans Auge nehmen, wenn es uns nicht kümmern würde, wenn wir es nicht lieben würden? Warum sollten wir viel Zeit, Geld und harte Arbeit für die Fotografie aufwenden, wenn es uns nicht so wichtig wäre? Wenn ich meinen Schülern sage, sie sollten das fotografieren, was sie lieben, tue ich das, weil diese Liebe Lebendigkeit und Feuer mit sich bringt. Sie bringt Vertrautheit mit dem Motiv, den Vorstellungen, den Problemen und den Orten. Sie bringt die Bereitschaft mit sich, über das Offensichtliche hinauszuschauen, neue Perspektiven zu finden und es nicht nur bei einfachen Antworten bewenden zu lassen.

Mit Liebe meine ich nicht nur die Zuneigung. Ich meine etwas viel Tieferes. Katzenfotos, denen viel Zuneigung entgegengebracht wird, werden die Welt nicht ändern. In den sozialen Medien sind sie ebenso beliebt wie McDonald's Happy Meals es für Kinder sind, auch wenn ihnen die leeren Kalorien nicht gut tun. Was ich meine, ist Leidenschaft. Leidenschaft für die Dinge, für die man freiwilligen Dienst tut, sein Geld spendet, Petitionen unterzeichnet oder gar sein Leben hingibt. Seine Kinder,

seine Heimatstadt und, meinetwegen, auch seine Kätzchen. Es ist ja auch wirklich nichts Verwerfliches an Katzenfotos an sich und wenn Sie Katzen von ganzem Herzen lieben, werden Sie dem mit Ihren Fotos gerecht. Sie sehen die Katzen mit anderen Augen als ich und wenn es auch Jahre dauern mag, werden Sie sie so fotografieren können, dass es auch mir die Augen öffnet und somit vielleicht auch meinen Verstand und dass mein Herz tiefer berührt wird.

Selbst das finsterste Sujet, wie zum Beispiel die Kriegsfotografie, wird ansprechender, wenn der Fotograf mehr von den Beteiligten berührt wird. Jemandem, der hier halblang macht, kommt man schnell auf die Schliche. Wir brauchen keine banalen, zuckersüßen Geschichten. Wir brauchen Bilder, die uns wachrütteln, die unsere schönsten Erinnerungen hervorholen, helfen, die schweren Fragen zu fragen oder zu verstehen. Wir brauchen Bilder, die uns aus der Langeweile, Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit losreißen. Das Leben ist zu kurz und zu kompliziert, um auf etwas so Wichtiges und Menschliches zu verzichten.

Damit möchte ich nicht gesagt haben, dass unsere Fotos ernst und finster sein müssen. Sie können wie die von Elliott Erwitt skurril und witzig sein und so die Leute erreichen und zum Lachen bringen. Was ich meine ist, dass bei Fotos, die von Dingen handeln, die uns sehr am Herzen liegen, sehr viel wahrscheinlicher der Funke überspringt, als von solchen Dingen, denen wir lediglich vorübergehend zugeneigt oder gar gleichgültig gegenüberstehen.

Wenn ich sage, dass Liebe notwendig sei, um Fotos hervorzubringen, die wirklich zählen, meine ich nicht, dass wir damit unbedingt das fotografische Handwerk lieben müssen. Es kann zwar sein, dass Sie die Technik, die ganze Haptik, die Objektive und die Software lieben, aber vielleicht auch nicht. Die Liebe zu den Werkzeugen des Geschichtenerzählens ist nicht das Gleiche wie die Liebe für die Geschichten an sich. Ich liebe Fotos und zu einem gewissen Grad auch die Werkzeuge dazu. Doch die eine Liebe kann die andere nicht ersetzen. Die Liebe zu den Werkzeugen, die im Grunde nicht mehr ist, als ein begeistertes Interesse, ist lediglich optional. Die Liebe zu etwas Tieferem, nach mehr, ist es nicht, jedenfalls nicht,

wenn wir etwas aussagen und dazu tieferen Zugang finden wollen. Nicht, wenn der begrenzte Umfang dessen, was wir in einem Leben bearbeiten können, mehr zählen soll, als zu zeigen, wie scharf unsere Bilder sind und wie groß man sie ausdrucken kann. Dieses Verdienst gebührt nicht uns, sondern den Kameraherstellern.

Ich schreibe dies alles etwas verlegen, aber nicht, um mich zu rechtfertigen. Ich weiß nicht, ob ich der lebendige Beweis für diese Art von Liebe bin. Aber ich weiß, dass es sich so verhält, weil ich es bisher bei jedem Künstler, den ich schätze und respektiere, beobachtet habe, ganz gleich auf welchem Gebiet.

Nennen Sie es Liebe. Nennen Sie es Leidenschaft. Ich glaube, die Begrifflichkeit ist hier letztlich nicht entscheidend. Entscheidend ist, ob es einen nachts wachhalten kann oder früher aus den Federn reißt, weil das Feuer immer brennt. Wenn Sie nicht immer wieder einmal vor Freude lachen oder Tränen aus Frust kullern, wenn Sie nicht dann und wann einfach die Kamera an die Wand oder zurück in die Tasche schmeißen wollen und nach einem Drink Ausschau halten, ist es vielleicht keine Liebe. Finden Sie das, was Sie eines von diesen Dingen gelegentlich tun lässt, das Ihnen so viel bedeutet, dass Sie davon Fotos machen müssen, das Sie in Aufruhr versetzt – und mich schließlich auch. Machen Sie Fotos, die mich, Ihren Betrachter, zum Lachen oder Weinen bringen.

Jeder kann sich eine Kamera kaufen. Jeder kann draufhalten und abdrücken. Doch wenn man nicht im Innersten Anteil nimmt, tun es auch nicht die, die diese Fotos betrachten.



Kairo, Ägypten, 2009





Ladakh, Indien, 2008



Ladakh, Indien, 2008



Ladakh, Indien, 2008

Mut bedeutet
nicht nur, sich
der Unsicherheit
auszusetzen, sondern
sie willkommen
zu heißen, mit ihr
zusammenzuarbeiten.

Mut

Es gibt kaum größere Hindernisse für die Kreativität, als die Angst. Unser Leben und unsere Arbeit spielen sich im Rahmen des Ungewissen ab, und das ist systemimmanent, denn das Einzige, was wirklich verlässlich ist, ist die Vergangenheit. Sie liegt bereits zurück. Das sich stets weiterentwickelnde menschliche Wesen, vor allem das des Künstlers, bringt es mit sich, dass wir nicht auf einer Stelle verharren können, ohne das Risiko einzugehen, persönlich wie künstlerisch-kreativ zu stagnieren. Wir entdecken und erweitern unser Sehen also ständig aufs Neue und suchen nach neuen Wegen persönlichen Ausdrucks. Das Neue ist aber auch beängstigend. Das Neue wirft Fragen auf, auf die wir keine Antworten haben. Uns bleibt daher nichts weiter, als unsere Arbeit zu machen und zu schauen, was passiert. Werden die neuen Werke das bringen, was ich mir erhofft habe? Werden meine neuen Ideen Früchte tragen? Wird sich jemals jemand dafür interessieren, geschweige denn einen zweiten Blick auf meine Werke riskieren?

Dies sind nicht die ersten Fragen, die wir uns stellen. Davor stehen noch grundlegendere Fragen: Sind meine Vorstellungen eindeutig? Habe ich irgendeine Ahnung, wohin mich dieser Funken Idee führen wird? Reichen meine Fähigkeiten aus, dieser

Idee nachzugehen? Welche dieser drei Ideen verfolge ich als Erstes? Was ist, wenn ich mich irre?

Diese Angst lähmt uns. Sie lässt unsere Gedanken im Kreis laufen, verbunden mit der Hoffnung, irgendwo aus dieser Unsicherheit ausbrechen zu können, irgendwo Klarheit zu erlangen, bevor wir voranschreiten. Doch das geschieht selten bis nie. Wir schreiten nicht voran, bloß weil wir dieses Gefühl der Sicherheit erlangt haben. Wir schreiten voran, weil uns auch in der unsicheren Phase etwas anderes vorantreibt. Und diese andere ist der Mut. Es ist also eben nicht die Abwesenheit von Angst, Zweifel oder Unsicherheit, sondern der Wille, einfach loszulegen. Dabei lassen wir die Neugier, die Leidenschaft und das Verlangen, dieses Neue zu tun, zu. Trotz aller Furcht lassen wir uns aus unserem sicheren Ort herauslocken – unseren wohlverdienten Lorbeeren, den Dingen, die wir zuvor getan haben.

Ich frage mich, ob es daran liegt, dass viele unter uns nicht nur einfach Fotografen, sondern auch noch »preisgekrönte Fotografen« sind. Was wir bereits erreicht haben, kann uns keiner mehr nehmen, das haben wir sicher. Die Preise und Auszeichnungen sind uns angenehm. Gleichzeitig machen sie uns den Schritt ins ungewisse Neuland nicht einfacher. Ich würde sogar behaupten, dass sie ihn schwerer machen. Die Fallhöhe hat zugenommen, es gibt mehr zu verlieren. Wenn wir selbstzufrieden werden, wenn uns die Auszeichnungen wichtiger werden, treibt uns weniger voran. Der Hunger wurde ja bereits gestillt, warum also sollte man das Risiko eingehen, nach etwas Neuem Ausschau zu halten? Auszeichnungen sind ein wundervoller Schutzraum vor der Angst, doch das Gefühl von Sicherheit hat noch keinem Künstler gutgetan. Das Einzige, was gegen solche Ängste hilft, ist, nicht das zu tun, was wir in der Vergangenheit getan haben, sondern das Neue anzugehen.

Schriftsteller sind in aller Regel besser darin als Fotografen, den kreativen Prozess zu beschreiben. Ich denke, nicht ohne Grund haben die Fotografen ihrem Medium gegenüber der Schrift den Vorzug gegeben. Vielleicht liegt es auch daran, dass Schriftsteller einfach neurotischer und introvertierter sind als Fotografen. Was ich von Schriftstellern und deren kreativem Prozess und die Rolle ihrer Angst im

Besonderen erfahren habe, ist, dass ihr bestes Gegenmittel darin besteht, mutig jeden Tag weiterzuarbeiten.

Schriftsteller wissen bereits, was viele Fotografen noch erfahren müssen: Man hat keine Idee, die man zunächst vollständig ausarbeitet und erst dann niederschreibt, wenn alle Unklarheiten beseitigt sind. Man schreibt, um zu denken. Die Ideen kommen nicht vor dem Schreiben, sondern *während* des Schreibens. Eins folgt aufs andere, so wie es in der Kreativität eben läuft. Zwischendurch passieren unerwartete Dinge und schon bald hat man etwas geschrieben, von dem man zuvor nichts ahnte. Wenn wir uns von der Angst vor dem Ungewissen zurückhalten lassen, fangen wir gar nicht erst an, obwohl doch genau in diesem Anfang der ganze Zauber innewohnt. Der Anfang ist das Schwere. Er erfordert einfach Mut.

Betrachtet man die Zeit als den Rohstoff des Fotografen und nimmt weiterhin an, dass die Menschen auf absehbare Zeit nicht in die Zukunft schauen können, so begleitet die Ungewissheit wohl auf ewig alle kreativen Tätigkeiten. Dabei durchdringt sie sowohl den kreativen Prozess an sich also auch die beteiligten Materialien. Wir wissen nicht, was uns der nächste Augenblick bringt. Außer unter äußerst kontrollierten Bedingungen haben wir keine Ahnung, was kommt, welche Geste unser Gegenüber als Nächstes zeigt oder wo das Licht gleich hinfallen wird. Zum Mut gehört nicht nur die Bereitschaft, dieser Ungewissheit ins Auge zu sehen, sondern sie willkommen zu heißen und mit ihr zusammenzuarbeiten.

Es gibt noch andere Situationen, in denen Mut nötig ist, und auch Situationen, in denen sich deren Abwesenheit in den Fotos bemerkbar macht. Es fällt nicht immer leicht, jemandem eines Fotos wegen zur Last zu fallen. Bei meinen Fotos bedeutet dies oftmals, mich Fremden vorzustellen und auch abgewiesen werden zu können. In fremden Kulturen riskiere ich zudem, durch falsche Worte oder Gesten jemanden vor den Kopf zu stoßen. Immer wieder höre ich Fotografen darüber lamentieren, dass sie sich auf Reisen nicht trauen, Porträts zu machen, als hätten sie dafür die falschen Gene und als ob man daran nichts ändern könne. In Wirklichkeit ist es für die meisten von uns nicht einfach oder gar natürlich. Keiner bringt dafür die richtigen

Gene mit! Es ist einfach emotional risikobehaftet. Es läuft der über Jahrmillionen vererbten Vorsicht bei menschlicher Annäherung zuwider. Bis auf diese Aufmunterung weiß ich da auch keinen besseren Rat: »Nur Mut!«

Doch woher soll man den Mut nehmen? Was motiviert mich dazu? Bei mir ist es so, dass ich trotz des Risikos das eine mehr will als das andere. Ich möchte mit starken, aussagekräftigen, menschlichen Fotos nach Hause kommen und Zaghaftigkeit hat mir dabei immer nur im Weg gestanden. Die so entstandenen Begegnungen liegen mir mehr am Herzen als mich die Abweisungen auf dem Weg dorthin davon abhalten könnten. Ich bin sowohl physisch als auch psychisch oft genug in meinem Leben gescheitert, um zu wissen, dass wir sehr viel belastbarer sind, als wir alle glauben. Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass unser Urinstinkt oftmals überreagiert, um uns vor Dingen zu schützen, die vor 10.000 Jahren noch gefährlich waren, es jetzt aber nicht mehr sind. Ich habe gelernt, dass das Scheitern unser bester und verlässlichster Lehrmeister ist und dass etwas, das uns wehtut oder schwerfällt, nicht schaden muss. An dieser Stelle hinken unsere Urinstinkte hinterher. In gewissem Sinne heißt Mut auch, diese frühgeschichtlichen Fluchtreflexe zu erkennen und uns zu sagen, dass sich die Zeiten geändert haben. Anschließend tut man diesen ersten Schritt.

Dieser frühgeschichtliche Teil unseres Gehirns, der uns vor einstigen Gefahren gewarnt hat, bildete sich nicht beim Erschaffen von Kunst. Er hat sich gebildet, als wir die ersten Feuer machten, uns vor dem Zorn der Götter fürchteten und vor wirklich unheimlichen Dingen in der Nacht wegliefen. Bei unseren Bemühungen, etwas Schönes zu erschaffen, die Welt auf neue Weise zu sehen und etwas Neues auszuprobieren, neigt dieser Teil des Gehirns zur Überreaktion. Mut ist die erwachsene, beruhigende Stimme, die weiß, dass die Welt, in der wir unserer Kunst nachkommen, nicht die ist, aus der diese ganzen Urängste stammen.

Auch geht die Welt nicht unter, wenn Ihre Kollegen Ihre Arbeiten nicht gut finden. Sie werden auch nicht verhungern, wenn Ihre letzten Anstrengungen vergeblich

waren. Sie werden von der Welt auch nicht missachtet, wenn Ihr aktuelles Projekt etwas länger dauert, ganz über Bord geht oder diesmal im Sande verläuft.

Auch Sie werden zwischendurch scheitern, doch wenn Sie selbstbewusst sind, werden Sie daraus lernen, besser, geduldiger, weiser und vielleicht auch kreativer werden. Diese Fortschritte werden sich alle bei Ihrem nächsten Anlauf bemerkbar machen.

Angst ist nicht immer schlecht. Sie weist uns den Weg zu Fotos, die uns wichtig sind. Ich frage mich, ob unsere Arbeit sich überhaupt lohnen würde, wenn sie risikolos und nicht von der Angst vor dem Scheitern begleitet wäre. Wenn ich Angst habe (manchmal sogar sehr), zeigt mir das, dass es mir wirklich wichtig ist. Je mehr wir etwas lieben, desto mehr Angst haben wir davor, es zu verlieren. Das Spannungsfeld zwischen Angst und Mut ist vermutlich der Bereich, in dem unsere lebendigsten Fotos entstehen. Mut bedeutet also nicht, bei unserer Arbeit unsere Ängste zu leugnen, sondern dies als Antwort auf sie zu tun.



Ladakh, Indien, 2008



Ladakh, Indien, 2008



Ladakh, Indien, 2008



Ladakh, Indien, 2008

Ich meine nicht, dass
es sinnvoll wäre, die
Regeln zu brechen.

Ich meine, dass es
im Grunde gar keine
Regeln gibt.

Die Absage an Regeln

Es gibt Bereiche des Lebens, in denen Regeln gelten. Mach dies, mach das nicht; Befolgung und Nichtbefolgung haben ihre jeweiligen Konsequenzen. So weit, so gut. Eine Gesellschaft braucht Mittel und Wege, ihre Werte in das Handeln ihrer Mitglieder umzusetzen.

Die Kunst ist allerdings kein solcher Bereich. Wenn es etwas gibt, das mich auf die Palme bringt, ist es die Vorstellung, dass es in der Kunst Regeln gäbe. Selbst ein Querdenker wie Picasso war davon nicht ganz frei, als er sagte, dass man die Regeln kennen müsse, um sie dann zu brechen zu können. Ich wünschte, er hätte besser das Wort »Prinzipien« gebraucht als »Regeln« – der Unterschied zwischen diesen Begriffen ist gewaltig.

Für Regeln bedarf es einer Art Autorität und die gibt es in der Kunst schlichtweg nicht. Es gab natürlich immer wieder Vertreter, die diesen nicht existierenden Thron für sich in Anspruch genommen haben, und solche, die geradezu gewaltsam andere Künstler dazu bringen wollen, auf bestimmte Weise zu verfahren, werden vermutlich nie aussterben. Noch niemand in der Welt kann in Wirklichkeit sagen,

wie man ein Foto zu machen oder nicht zu machen hat. Das bloße Befolgen so genannter Regeln hätte gewiss keinen Picasso, Monet, Warhol oder Pollock hervorgebracht, und die Welt wäre um Einiges ärmer gewesen.

In der Kunst gibt es kein »man sollte,« selbst in einer so technisch dominierten Sparte wie der Fotografie. Man nenne mir nur eine Regel und ich nenne mindestens ein Beispiel, das gegen diese Regel verstößt und dabei erfolgreich ist. Ich kenne jede Menge guter Fotografie, die unscharf, verwischt, über- oder unterbelichtet und losgelöst von sämtlichen Konventionen gestaltet ist. Diese Fotos haben Atmosphäre, Kraft und sind viel authentischer als die Tausende, nach erdachten Regeln entstanden und lediglich technisch gut ausgeführten Bilder, die wie Malen-nach-Zahlen aussehen.

Damit will ich nicht gesagt haben, dass Technik keine Rolle spiele. Wenn Sie sich über diese Vorstellung nicht hinwegsetzen können, lesen Sie besser noch einmal »Die Rolle der Technik«. Sie spielt eine Rolle, doch in der Technik geht es um Prinzipien: Wenn man dies macht, passiert das. Schließlich kombiniert man eine ganze Menge solcher Prinzipien auf eine Weise, die für einen persönlich einen Sinn ergibt, und man weiß, wie die dadurch erzielten Wirkungen erfasst, verspürt oder erlebt werden. Regeln dagegen benötigen kein tieferes Verständnis, um befolgt zu werden. Sie bedürfen keiner Fragen und fürchten sich vor allem vor dem Warum.

Prinzipien wiederum bedürfen sowohl des Verständnisses als auch solcher Fragen. Prinzipien leiten zum Lernen an, ermutigen zum Experimentieren und Spielen. Prinzipien lassen Raum für den eigenen Willen und die Launen des Künstlers. Es besteht ein Riesenunterschied zwischen der Berücksichtigung von Prinzipien in der Bildkomposition (zum Beispiel beim Wechselspiel zwischen Ausgewogenheit und Spannung) und der simplen Befolgung der Drittelregel. Ersteres führt zur Differenziertheit und zum Unerwarteten, gelegentlich aber auch zum Scheitern. Letzteres hingegen führt zur Gleichartigkeit und, ich würde sogar sagen, langfristigem Scheitern: dem Scheitern daran, die Kunst wirklich zur unsrigen zu machen.

Das Befolgen von Regeln und das Erwartete abzuliefern bringt Ihnen eine Anstecknadel im nächsten Wettbewerb im örtlichen Fotoclub. Es wiegt Sie in Sicherheit, doch es wird Sie nicht von den Fragen befreien, die den Kern des kreativen Schaffens ausmachen. Mein Freund Freeman Patterson sagte dazu einmal treffend: »Regeln scheren sich einen Dreck um unsere Kreativität.«

Ich meine nicht, dass es sinnvoll wäre, die Regeln zu brechen. Ich meine, dass es im Grunde gar keine Regeln gibt. Das soll nun nicht zum künstlerischen Ungehorsam anstiften, wohl aber zur kreativen Anarchie. Es ist eine Rückbesinnung auf die Rolle des Erschaffers, etwas Bedeutsames oder Schönes oder nie Dagewesenes in die Welt zu setzen, ohne erst um Erlaubnis zu bitten, dass einen die Musen an neue Orte entführen dürfen.

Letztlich ist dieser Aufruf keiner zur Absage an Regeln, sondern um ungehindert neue kreative Räume zu erobern, ohne sich die Fragen zu stellen, die ich oft zu hören bekomme: Wie soll ich hier den Ausschnitt wählen? Welches Objektiv soll ich nehmen? Wie soll ich hier belichten? Auf was soll ich scharfstellen? Wie soll ich meine Verschlusszeit einstellen? Es gibt wahrlich bessere Fragen, vor allem solche, in denen nicht so viel »soll« vorkommt.

Was versuche ich auszudrücken? Wie kann ich das hier anders sehen? Was passiert, wenn ich das hier mache? Suchen Sie nach Antworten auf diese Fragen. Machen Sie weiter, bis Sie schließlich etwas finden, das in Ihnen etwas auslöst und Ihnen erste Belege dafür liefert, dass Sie an etwas dran sind. Wenn Sie ein interessanterer Fotograf werden möchten, nehmen Sie sich die Freiheit, mehr interessante Fragen zu stellen, und schauen Sie, wohin sie Sie führen.

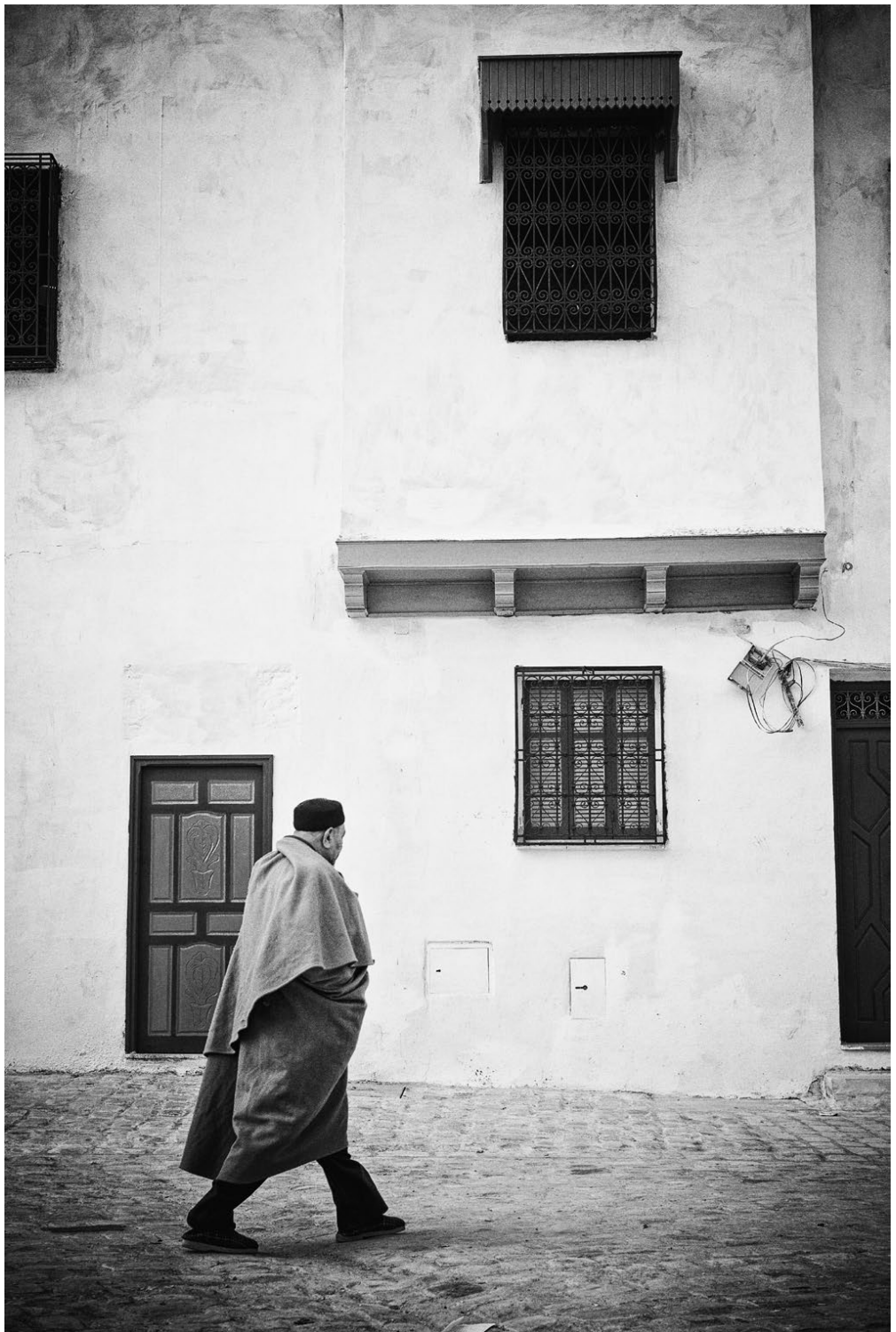




Douz, Tunesien, 2008



Ladakh, Indien, 2008



Kairouan, Tunesien, 2008



Tunis, Tunesien, 2008



Geschmack ist zwar
kompliziert und
widerspenstig, doch
ich glaube nicht, dass
er angeboren oder
unveränderbar ist.

Ein (sich verändernder) Blick für das Schöne

Wenn, wie man so schön sagt, die Schönheit im Auge des Betrachters liegt (und es gibt es etwa sieben Milliarden Augenpaare auf der Welt, die sie mit unterschiedlicher Klarheit sehen), liegt es auf der Hand, dass es keine Schönheit im objektiven Sinne geben kann. Wir sprechen von Geschmack. Jeder hat einen. Bei manchen ist er in die eine oder andere Richtung sehr gereift, bei anderen weniger.

Als Kind mochte ich keinen Rosenkohl. Meine Mutter sagte dann, dass man sich an ihn gewöhnen müsse, ein anerzogener Geschmack sozusagen, was ich als Kind überhaupt nicht nachvollziehen konnte. Ich hasste Rosenkohl und war froh, dass ich ihn nicht mochte, denn falls ich das getan hätte, hätte ich ihn ja essen müssen und schließlich hasste ich ja Rosenkohl. Als Erwachsener dagegen bewerte ich Restaurants unter anderem danach, wie gut ihr Rosenkohl ist. Der Geschmack wandelt sich und man kann ihn erlernen. Für den Esser ist die Bereitschaft zu lernen und den Geschmack auf die Probe zu stellen eine freiwillige Sache. Man kann sich zu Recht fragen, ob mein Leben denn nun wirklich um so viel ärmer wäre, möchte ich noch immer keinen Rosenkohl (darüber streite ich gerne mit Ihnen, auch wenn ich es in Ordnung finde, wenn ich niemals auf den Geschmack von Kutteln komme). Doch der Koch, der niemals seinen Geschmack weiterentwickelt, wird sich immer mehr an Dr. Oetker als an Johann Lafer orientieren.

Dies hat insofern einen Bezug zur Fotografie, da auch dort der persönliche Geschmack zum Teil für den Unterschied zwischen Handwerk und Kunst verantwortlich ist.

Ob unser Geschmack dann den der anderen trifft, bestimmt, wie gut unsere Werke bei den anderen ankommen und vor allem auch bei wem. Unser Publikum wird also sowohl von unserem als auch dessen Geschmack maßgeblich bestimmt.

Wenn wir anfangen und uns die handwerklichen Grundlagen erarbeiten, hat der Geschmack noch sehr wenig mit unseren Fotos zu tun. Er bestimmt allenfalls, worauf wir unsere Kamera richten, sagt uns aber noch nicht, wie wir den Motivinhalt interpretieren. Sobald wir uns technisch sicherer fühlen, beginnen wir mit negativem Raum und der Balance im Bild, den Farbpaletten und dem Aufnahmemoment herumzuspielen, was alles mehr mit unserem persönlichen Geschmack zu tun hat als mit unserem handwerklichen Können. Doch genau diese Entscheidungen bestimmen am Ende, wie andere unsere Werke wahrnehmen.

Das ist insofern wichtig, als dass wir sowohl lernen können, uns unseres Geschmacks bewusst zu werden, als auch die Bereitschaft, ihn zu verändern. Geschmack ist zwar kompliziert und widerspenstig, doch ich glaube nicht, dass er angeboren oder unveränderbar ist. Was uns beeinflusst und was wir verstehen, hat ebenso mit unserem Geschmack wie auch unseren genetischen Anlagen zu tun. Glücklicherweise können wir uns gerade heute leicht anderen Dingen aussetzen. Befassen Sie sich nur ausgiebig genug mit Typographie und Ihr Geschmack hinsichtlich Comic Sans wird sich verändern. Tauchen Sie tiefer in Picassos Werk *Guernica* ein und Sie erkennen immer mehr die Schönheit darin und nachfolgend auch in seinen anderen Werken. Schon bald werden Sie kaum noch durch eine moderne Kunstaussstellung gehen können und dabei denken: »Das hätte ja mein Vierjähriger hingekriegt.« Natürlich könnte man sich von sämtlichen Einflüssen fernhalten und damit die Gefahr umgehen, das hinterfragen zu müssen, mit dem man sich bequem eingerichtet hat. Doch stellen Sie sich nur einmal vor, wie viel intensiver Ihre Fotografie werden könnte, wenn sie Zuströme aus mehreren Traditionen und Kunstgattungen bekäme. Stellen Sie sich die Möglichkeit vor, aus einem viel größeren Arsenal visueller Mittel schöpfen zu können, ein viel größeres Spektrum an Ausdrucksmöglichkeiten zu besitzen und nach Lust und Laune diverse Geschmacksrichtungen darbieten zu können.

Lediglich an unseren eingeschränkten Geschmack zu appellieren, da unser ästhetisches Empfinden in unseren Fotos nicht weit entwickelt ist, zeugt von einer Unreife, die unser Publikum eingrenzt. Auf diese Weise erreichen wir als Künstler ein verfrühtes Plateau. Die Werke anderer Fotografen nicht zu studieren, weil wir sie nicht mögen, führt nicht nur dazu, dass wir unseren Geschmack nicht weiterentwickeln, sondern dass wir uns selbst und unsere Werke sich nicht weiterentwickeln.

Vor nicht allzu langer Zeit sagte ich in einem Interview, dass mir die Fotos von Richard Avedon nicht sehr gefielen. Doch immer, wenn ich mich solche Dinge sagen höre, frage ich mich, inwieweit ich mich selbst von Entwicklungsmöglichkeiten abschneide. Da kommt zum Teil wieder der kleine Junge in mir hoch: »Ich mag keinen Rosenkohl.« Während der Wochen nach besagtem Interview dachte ich weiter über meine Aussage nach. Wann hatte ich eigentlich das letzte Mal Fotos von Avedon gesehen und wirklich gründlich angeschaut? Es war vor über fünf Jahren in einer New Yorker Galerie. Das ganze Wochenende hatte ich damals bereits Schmerzen im Brustbereich gehabt, die mich am Ende sogar mit einer Angina im Krankenhaus haben landen lassen. Die Fotos von Avedon hatten also gar keine ehrliche Chance bei mir gehabt.

Seitdem habe ich über Avedons Werke nachgedacht, weiß mehr über sie und habe sie schätzen gelernt. Mir gefällt sein Blick für den Moment, seine räumliche Aufteilung und wie er die Menschlichkeit der dargestellten Personen zur Geltung kommen lässt. Es gibt Fotografen, die genau ausgeklügelte ehrwürdige Porträts machen, wie etwa Yousuf Karsh. Sie haben alle ihre eigenen Verdienste, doch bei Avedon ist das anders. Sein Bestreben, etwas weniger Vorhersehbares, weniger Begrenztes und manchmal sogar Schräges hervorzulocken, gibt mir die Möglichkeit, etwas zu erleben, das sich für mich ehrlicher anfühlt. Mein Geschmack hat sich in dieser Hinsicht geändert. Diese Veränderung wird sich auch in meinen Arbeiten niederschlagen.

Es ist wahrscheinlich anzuraten, unseren Geschmack nicht mit unserem Selbst gleichzusetzen und neuen Dingen und Erfahrungen gegenüber aufgeschlossen zu bleiben. Diese Aufgeschlossenheit erhält die Authentizität und das Entwicklungspotenzial unsere Werke mehr als alles andere.



Srinagar, Indien, 2007



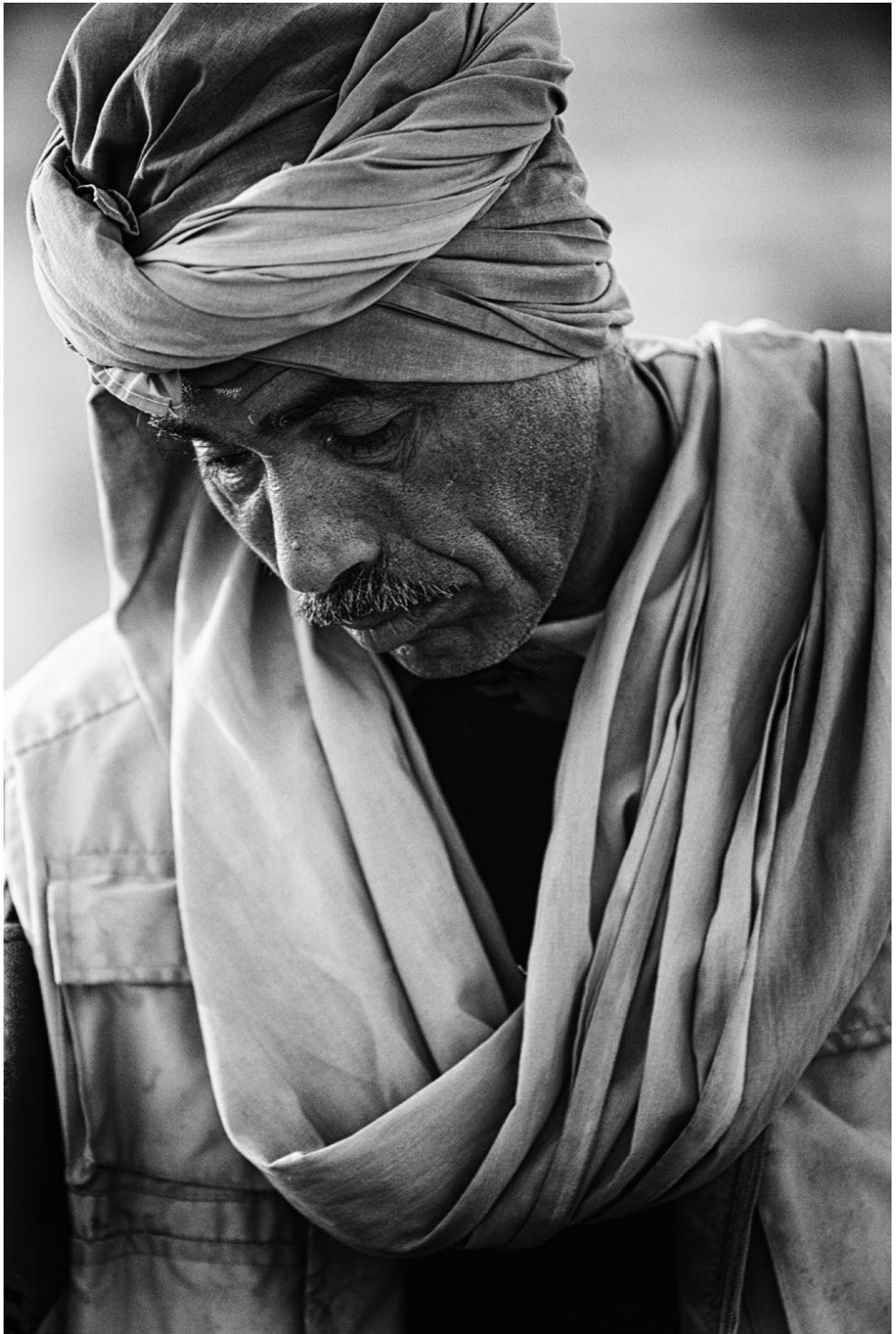




Douz, Tunesien, 2008



Douz, Tunesien, 2008



Douz, Tunesien, 2008

Ich glaube nicht, dass
Spielen und Arbeiten
Gegensätze sind. Ich
glaube, sie treten
gemeinsam in Form
von Disziplin auf.

Disziplin

Im Internet kursiert ein Zitat, das mir manchmal zugeschrieben wird, von dem ich mir allerdings sicher bin, dass es nicht ursprünglich von mir stammt. Ich glaube, ich habe es einmal von Chase Jarvis gehört, dem Fotografen und Medienunternehmer, der es vermutlich auch irgendwo aufgeschnappt hat. In Bezug auf die Disziplin, die dazu gehört, Kunst hervorzubringen, sagte er einmal: »It's called *artwork*, not *art-f*cking-around*.« (»Es heißt Kunstschaffen, nicht Kunstherumschludern.«) Ich habe den Ausspruch, der leider nur auf Englisch funktioniert, etwas abgewandelt.

Kunst kann vieles sein und sehr unterschiedliche Gestalt annehmen. Sie kann spontan und verspielt sein. Sie kann sehr viel Spaß machen und, wenn wir in einem Flow-Zustand sind, auch ganz leicht von der Hand gehen. Doch um da hinzukommen, ist Arbeit nötig. Dafür braucht man Disziplin.

Die meisten von uns dürften das nicht gerne hören und dies so hinzuschreiben behagt mir auch nicht so ganz, weil ich mich oft genug selber ertappt fühle. Meistens bin ich nämlich genauso faul wie jeder andere. Ich habe aber mit der Fotografie angefangen, weil ich sie liebe, und nicht, weil ich nach einer Freizeitbetätigung suchte. Doch vielleicht ist die Fotografie eine der wenigen Kunstgattungen, bei der

man diese Möglichkeit hat. Schließlich wird einem die ganze Zeit weisgemacht, dass man nur noch auf den Knopf drücken müsse, da die Kameras ja so gut geworden seien. Niemand würde sich sehr lange mit dem Gitarrespielen befassen, bis er solchen Blödsinn nicht mehr glaubt. Jeder merkt schnell, dass es mehr bedarf, als nur etwas herumzuzupfen, um das Instrument zu beherrschen. Man braucht Jahre, um nicht nur das Spielen, sondern auch die Sprache der Musik zu erlernen, ein Gespür dafür zu entwickeln, was ein gutes Lied ausmacht, um ein Gefühl für die Möglichkeiten zu bekommen.

Ich glaube nicht, dass Spielen und Arbeiten Gegensätze sind. Ich glaube, sie treten gemeinsam in Form von Disziplin auf. Spielen ist wichtig und ich finde, dass wir die Fotografie ohne Liebe zu ihr nicht betreiben sollten. Doch die Wirklichkeit sieht so aus, dass selbst bei einem verspielten Geist Zeiten kommen, womöglich Jahre, während denen man feststeckt und es keinen Spaß macht. Doch wir stapfen einfach weiter, weil wir wissen, dass wenn wir stehenbleiben, wir uns zurückentwickeln und es uns später leidtun würde, wenn wir nicht vorangeschritten wären. Doch dieses Voranschreiten erfordert Arbeit.

Ich glaube, um in irgendetwas gut zu sein, selbst in den Dingen, die wir am meisten lieben, ist Disziplin nötig. Weiterentwicklung geschieht immer dann, wenn wir unsere Grenzen erreichen (am Rande dessen, was uns angenehm ist, was wir imstande sind zu leisten) und Disziplin bringt uns über diese scheinbar natürlichen Grenzen hinaus. Das Wort Disziplin hat mehrere Bedeutungen. Der strafende Charakter ist hier nicht gemeint. Ich verstehe die Disziplin eher als Praxis, der wir gerne nachkommen. Ich verstehe sie in dem Sinne, wie jemand studiert und handelt, um etwas zu erreichen, das über die unmittelbare Befriedigung der geliebten Tätigkeit hinausragt. Wenn wir nur das tun, was wir im jeweiligen Moment gerne tun würden, würden wir es wohl kaum aus dem Bett schaffen. Nicht jeder Schritt unseres kreativen Handelns ist reines Vergnügen.

Was heißt das konkret? Meiner Meinung nach kommt es irgendwann dazu, dass wir unsere Kunst, wenn auch nur im Stillen für uns selbst, zu einem persönlichen Leitbild machen, nach dem wir uns ausrichten, das uns wirklich wichtig ist. Wir

können es selbstverständlich so gestalten, wie wir wollen, und dabei unsere eigenen Regeln bestimmen. Dennoch halten wir uns an diese selbst auferlegten Regeln, weil uns klar ist, dass sie uns weiter bringen als aktuell in unserer Reichweite liegt. Wenn wir es schließlich bis dorthin gebracht haben (wenn wir also unsere Kunst als Teil unseres Lebens betrachten und nicht nur als Hobby), schreiben wir unsere eigenen Regeln neu und machen weiter.

Wir sind es, die die Arbeit jeden Tag oder jede Woche machen. Wir exponieren uns und finden Lehrer, von denen wir Ansätze und Fertigkeiten lernen, die unsere Möglichkeiten noch übertreffen. Wir üben und spielen und dehnen dadurch unsere Fähigkeiten und unsere Vorstellungskraft aus. Wir sind es, die bei Regen mit der Kamera losziehen, auch wenn wir gerade nicht inspiriert sind. Selbst wenn wir entmutigt sind und uns einfach in Selbstmitleid versenken wollen, studieren wir die Werke anderer. Wir machen unsere Übungen und kämpfen uns mit unseren begrenzten Mitteln durch die Frustrationen in dem Wissen, dass wir uns durch Übung verbessern und durch die Meisterschaft einer kleinen Sache zum Anfänger in einer neuen werden können.

Es erfordert Disziplin, um über das Gute hinaus zum Hervorragenden zu gelangen. Es ist die Disziplin, die uns 10, 20 oder 30 Jahre lang weitermachen lässt. Wir arbeiten weiter, weil wir wissen, dass es viele Jahre dauern kann, etwas wirklich zu beherrschen. Ich bin mir nicht sicher, ob es stimmt, dass wir heute keine künstlerischen Genies vom Schlage eines Mozart oder Michelangelo mehr sehen, aber ich frage mich oft, ob das Verlangen, etwas schnell zu erlernen, innerhalb weniger Monate »wie ein Profi fotografieren« zu wollen (was immer das auch heißen mag), nicht ein tieferes Problem unserer Gesellschaft ist. Der Weg zur Meisterschaft lässt sich nicht abkürzen und es erfordert besagte Disziplin, um ohne große Umwege auf dem rechten Pfad zu bleiben. Die Abkürzungen führen nie zu dem, was einem dort versprochen wird.

Mir gefällt in diesem Zusammenhang die Aussage von Edward Weston: »Fakt ist, dass ziemlich wenige Fotografen ihr Medium jemals beherrschen. Stattdessen

lassen sie zu, dass das Medium sie beherrscht, indem sie wie im Hamsterrad immer auf der Suche nach dem neuen Objektiv, neuem Fotopapier, neuem Entwickler, neuem Zubehör sind, ohne jeweils lange genug damit zu arbeiten, um deren Möglichkeiten vollständig ergründen zu können. Sie verlieren sich in der Flut technischer Informationen, die für sie kaum oder gar nicht von Belang sind, weil sie mit ihnen im Grunde gar nichts anfangen können.«

Disziplin führt zum Wissen, »etwas mit ihr anzufangen«. Sie bringt uns zu der nötigen Fokussierung, um aus dem Hamsterrad ausbrechen zu können, das in unserem Fall häufig aus neuen Kameras, neuen Technologien und den aktuellen Moden in der Bildbearbeitung besteht. Diese Art der Fokussierung schränkt uns nicht ein, sondern befreit uns von der Last all der anderen Verlockungen entlang unseres Weges. Sie bringt uns die mentalen Freiräume, die wir brauchen, um das umzusetzen, was wir uns vorgenommen haben (und wenn Sie so ticken wie ich, brauchen Sie dazu so viel Freiraum wie irgend möglich).

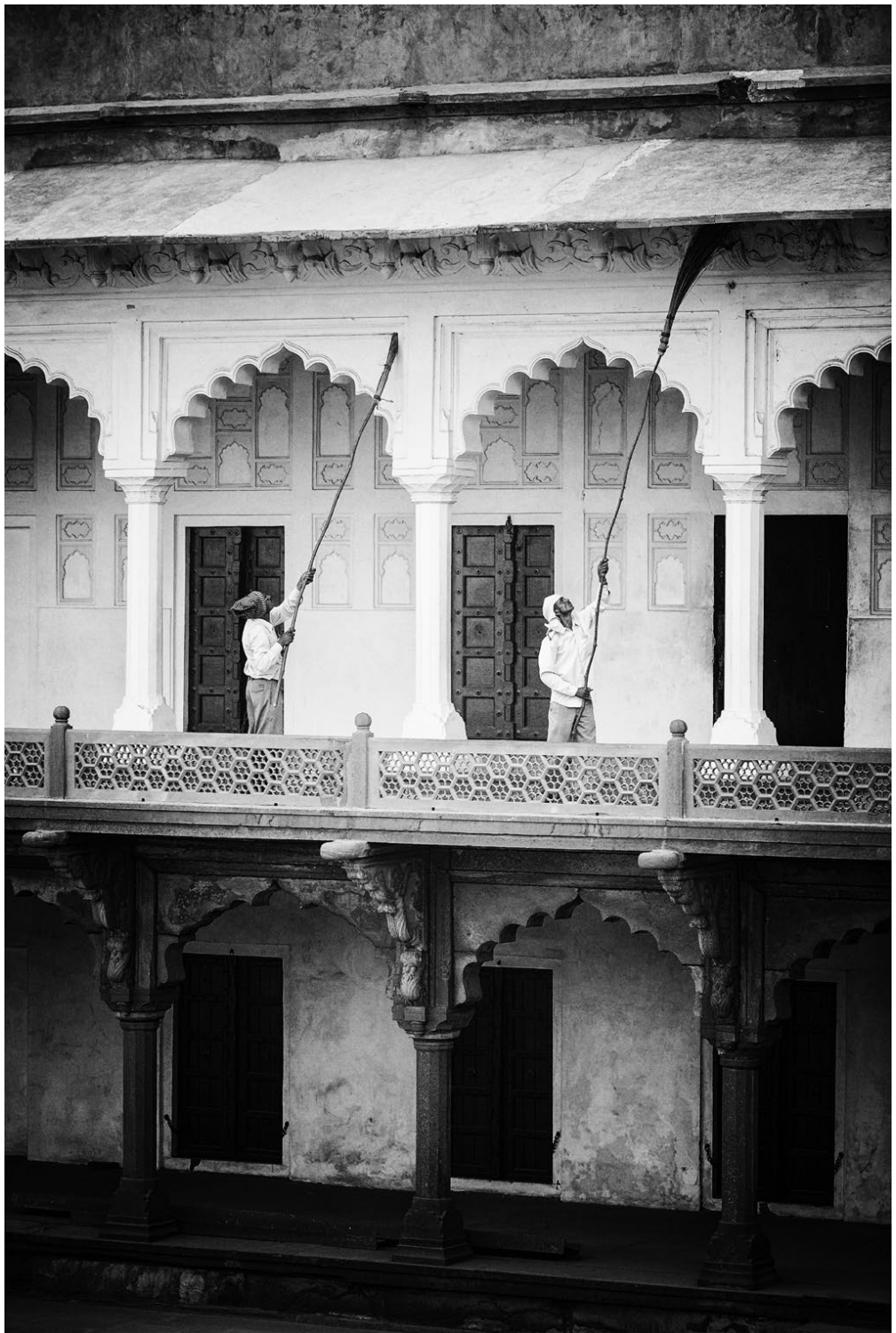
Vielleicht ist es nicht nur die Disziplin, die erforderlich ist, sondern auch noch der feste Glaube daran, dass dieser Pfad auch irgendwo hinführt. Manchmal ist das eben nicht so offensichtlich. Erinnern Sie sich noch an den Film *Karate Kid*? Der Japaner Herr Miyagi bringt dem kleinen Daniel Karate bei. Das Erste, was er Daniel aufträgt, ist, sein Haus zu streichen, immer mit einer bestimmten Pinselführung – Pinsel rauf, Pinsel runter. Genauso lässt er Daniel sein Auto mit einer bestimmten Handbewegung mit Wachs polieren. Natürlich beschwert sich Daniel darüber, dass er das Haus streichen und das Auto polieren soll, statt Karate zu lernen. Doch dann lässt Herr Miyagi ihn schließlich einen Schlag abwehren und Daniel stellt fest, dass er die Bewegung infolge von Tausenden von Strichen und Handbewegungen beim Streichen, Schleifen und Polieren bereits verinnerlicht hat.

Um viel mehr geht es erst mal nicht: seine Pinselstriche zu machen und nicht vom Weg abzukommen. Ich möchte nur daran erinnern, dass es irgendwo hinführt. Der Weg zur wahren Meisterschaft ist ein langer, den man nicht der Liebe zur Meisterschaft wegen geht, sondern der Sache, in unserem Fall des Fotos, wegen.

Der Weg zur
Meisterschaft lässt
sich nicht abkürzen
und es erfordert
besagte Disziplin,
um ohne große
Umwege auf dem
rechten Pfad zu
bleiben.



Agra, Indien, 2007



Agra, Indien, 2007



Agra, Indien, 2007



Jodhpur, Indien, 2007

Gehen Sie die
Bearbeitung genau
so an wie das
Fotografieren, mit
einem Konzept.

Nach der Kamera

Man könnte leicht denken, dass das ganze Gerede von Seele in unserem Metier in dem Moment abgeschlossen wäre, in dem man auf den Auslöser gedrückt hat und damit unser Part getan wäre. Doch sich unserer menschlichen Rolle bewusst zu sein, ist nicht nur ein höheres Ziel eines technisch bedingten Vorgangs, noch ist das Foto in dem Moment fertig, in dem sich der Verschluss geschlossen hat.

Unsere Menschlichkeit dient nicht der Fotografie, sondern umgekehrt: Die Fotografie dient unserer Menschlichkeit. Dass die Bereitschaft, die Fotografie mit allem, was wir sind und sein können, zu betreiben, unsere Fotografie verbessert, ist nur ein Nebeneffekt. Viel wichtiger ist, dass wir durch unsere Fotografie uns und andere besser wahrnehmen, uns der Kürze unseres Lebens bewusst werden und uns dadurch an der Welt beteiligen und sie erfahren. Fotografisch gesehen spielt das insofern eine Rolle, als sämtliche Kunst von Künstlern herrührt und mit deren Innenleben und persönlicher Weiterentwicklung zu tun hat. Das alles wirkt sich mehr als alles andere auf das aus, was man mit seiner Kunst ausdrückt und mit welcher Leidenschaft und Originalität man dies tut.

Die Bildauswahl

Wie wir unsere Bilder sprechen lassen, ist nicht schon in dem Moment festgelegt, in dem die Photonen auf Film oder Sensor treffen. Denselben Elan und Mut müssen wir an den Tag legen, wenn es um die Auswahl unserer Bilder geht, wenn wir mit dem gleichen Empfinden für die Bildsprache, den Augenblick und persönlichem Geschmack zu Werke gehen, als ob wir die Kamera ans Auge nehmen. Man muss schon beherzt zulangen, wenn es darum geht, das Bild herauszusuchen, das etwas in einem auslöst. Die eigene Geduld wird dann strapaziert, wenn man feststellen muss, dass keines der Bilder wirklich zündet und man einfach noch einmal probieren muss, statt Zugeständnisse an seine Vorstellungen zu machen und ein Bild in der Nachbearbeitung zu Tode zu reiten. Solche Situationen erfordern die Disziplin, sich wieder an die Arbeit zu machen, statt das Bild mithilfe von Software aufzupolieren und sich einzureden, dass es schon reichen werde. Ein Bild einem anderen zu bevorzugen fällt wesentlich leichter, als sich einzugestehen, dass man im Innern eigentlich weiß, dass beide nichts sind oder, positiv ausgedrückt, sie beide wunderbar als Entwürfe taugen, mehr aber nicht.

Ich habe an dieser Stelle nicht die Absicht, Ihnen zu sagen, wie man seine Bildauswahl trifft oder wie ich das mache. Doch je länger ich fotografiere, desto mehr wird mir klar, wie wichtig es ist, die Auswahl ehrlich und mit einer großen Portion Respekt gegenüber der vermittelten Geschichte, den Emotionen und der Geschlossenheit des Moments oder der Person vorzunehmen, statt nur dem Willen, technisch perfekte Fotos abzuliefern, zu gehorchen. Nach was sind Sie aus? Was möchten Sie mit dem Bild machen? Wie soll es sich anfühlen? Sind Sie sich Ihrer Erwartungen bewusst? Sind Sie für Überraschungen aufgeschlossen?

Ich glaube zudem, dass man die Bildauswahl mit dem Wissen um seine eigenen Unzulänglichkeiten angehen sollte. Je schneller die Fotografie wird, desto unmittelbarer müssen die Entscheidungen fallen und desto weniger Zeit bleibt für ein wesentliches Element kreativer Arbeit und Ideenfindung: Reifezeit. Wir brauchen Zeit. Die Möglichkeit, fotografierend durch die Straßen New Yorks zu streifen und später im Hotel schnell eine Auswahl zu bearbeiten und zu teilen, ist eine

faszinierende Neuentwicklung in diesem Bereich. Doch mit dieser Geschwindigkeit und Direktheit erlauben wir uns nicht mehr, lange über unsere Arbeiten nachzudenken, eine Weile mit ihnen zu leben oder gar zu schauen, ob man in den nächsten Tagen nicht noch eine bessere Möglichkeit findet, das zur Geltung kommen zu lassen, was wir heute fotografiert haben.

Mir geht es oft so, dass meine besten Fotos langsamer zum Vorschein kommen, als ich sie der Welt zeigen möchte. Zudem geht es mir oft so, dass meine Präferenz eines Bildes gegenüber einem anderen oftmals davon beeinflusst wird, wie nah mir der ganze Vorgang gefühlsmäßig war. Das kann sich bei mir sowohl günstig als auch ungünstig auf den Auswahlprozess auswirken. Eine starke innerliche Beteiligung am Fotografierten und das nachwirkende Gefühl können uns zwar helfen, die intensivsten Bilder auszusuchen, doch kann es uns auch oftmals zu einer Auswahl führen, die sich auf Dinge gründet, die im Bild gar nicht vorkommen. Es kann beispielsweise sein, dass unsere Erleichterung darüber, ein schwieriges Foto geschafft zu haben, dazu führt, dass wir das Bild auswählen, was am schwierigsten aufzunehmen war, aber nicht das, was den Moment am wirkungsvollsten darstellt. Oder es kommt noch schlimmer: Wir stellen fest, dass keine der Aufnahmen dies wirklich vermag.

Das Verstreichen der Zeit verschafft uns sowohl zeitlichen als auch gefühlsmäßigen Abstand. Durch sie kommen wir einer gewissen Objektivität näher. Sie hilft uns bei der Beurteilung und Auswahl, da wir die Bilder jetzt mehr so sehen, wie andere sie sehen werden, die nicht wissen, wie schwierig die Aufnahme war oder unter welchen spektakulären Bedingungen sie entstanden ist.

Als weiteres Beispiel möchte ich einen Workshop erwähnen, den ich jedes Jahr in Afrika abhalte, bei dem wir einige der schönsten Kreaturen der Erde fotografieren. Nur zu leicht geschieht es dabei, dass man nach dem Fotografieren eines Leoparden im Baum zurückkommt und gefühlsmäßig noch so von dieser Erfahrung eingenommen ist, dass man glatt vergisst, wie groß der Unterschied zwischen einem Foto einer schönen Sache und einem schönen Foto von einer schönen Sache sein kann.

Meine Bildauswahl geschieht schnell und auf eine binäre Weise: Ein Bild ist entweder ein Ja oder ein Nein. Ich betrachte meine Bilder dabei erst als kleine Vorschaubilder auf dem Monitor, damit ich nicht so sehr von Einzelheiten abgelenkt werde, weil ich nur grobe Formen, die Balance und die Farben erkenne. Wenn die Bilder im kleinen Format wirken, betrachte ich sie mir größer und sortiere dann die aus, die Mängel aufweisen, die mir nicht behagen. Wenn es dazu kommt, dass zwei Aufnahmen ähnlich gut sind und ich mir nicht sicher bin, welches ich nehmen soll, sind entweder beide gut und ich entscheide mich für eines davon oder beide sind nicht so gut und ich sichte weiter.

Diese Arbeitsweise ist nicht für jeden etwas, doch sie hilft, das Ziel im Auge zu behalten. Wir treffen unsere Auswahl für unsere eigenen Zwecke, und mein Ziel besteht in der Regel nicht darin, jedes Bild herauszufiltern, das als irgendwie gelungen oder technisch hinreichend durchgeht, sondern nur darin, die besten auszuwählen, für die ich Geld ausbe, um sie auszudrucken und der Welt zu präsentieren. Das sind meist auch Bilder, die eine ganze Bildstrecke abrunden und gut zu weiteren Bildern passen. Ein Bild reizt mich oder eben nicht. Doch da ich weiß, dass die Bildauswahl letztlich eine menschliche Aktivität ist, die von Emotionen und Begleitumständen geprägt ist, die meine Selektionskriterien beeinflussen können, treffe ich manchmal innerhalb eines Jahres eine dritte Auswahl. Oftmals führt dies zu neuen Ansichten und Ideen, die wahrscheinlich nicht aufkommen würden, wenn meine Auswahlkriterien lediglich technischer Natur wären.

Die Bildbearbeitung

Bei der Bildbearbeitung hat man noch einmal die Möglichkeit, seine Werke so zu verfeinern, dass sie den eigenen Vorstellungen besser entsprechen. Es ist die Gelegenheit, mit dem kreativen Prozess, der mit der Kamera seinen Anfang genommen hat, in Verlängerung zu gehen. Es ist mehr als nur eine technische Übung oder die Erweiterung unserer Photoshop-Kenntnisse. In der Massenkultur der Fotografie geht es viel zu sehr um Technik als Selbstzweck und darum, seine Bilder richtig knallig werden zu lassen. Alles, damit sie dem aktuellen Modetrend entsprechen und dadurch »besser« werden.

Doch was »besser« eigentlich heißen soll, davon redet kaum jemand, und ich glaube, es ist auch schwer zu vermitteln. Das Bessere ist stets etwas anderes. Sollte ich mehr Kontrast hinzufügen? Mehr Farbsättigung? Oder weniger? Sollte ich HDR-Techniken einsetzen? Sollte ich mehr nachschärfen? Die Antwort kann jeweils ja oder nein lauten. Doch bis wir begreifen, dass die Bildbearbeitung nicht einfach eine technische Übung ist, sondern eine menschliche, die mit technischen Mitteln vollbracht wird, bis wir Werkzeuge wie Photoshop sowohl mit dem Herzen als auch mit unserem Verstand einsetzen, werden wir stets Werke hervorbringen, die letztlich langweilig sind. Wie uns das gelingen soll, ist vermutlich Thema eines ganzen Buchs, wie ich es 2010 mit *Vision and Voice* versucht habe. Würde ich dieses Buch heute noch einmal schreiben, würde ich den Schwerpunkt noch mehr auf das Gefühl und die Handlung legen, als auf die Mittel, dies umzusetzen.

Die Fotos ausdrucken

Ich weiß nicht, ob ich schon so weit bin, Ihnen zu sagen (wie andere es schon getan haben), dass Ihr Werk nicht vollständig vollbracht ist, solange Sie es nicht ausgedruckt haben – doch ich bin drauf und dran. Die digitalen Medien bieten ihre eigene Form des Erlebnisses und die Zunahme der Rezeption digitaler Kunst zeigt uns, dass sie ihren Platz bei uns gefunden hat. Ich schätze digitale Medien dafür, dass sie überall hingelangen können. Doch während wir immer mehr von ihnen konsumieren, nimmt das Rauschen zu, wodurch unsere Arbeiten in sich stets Wiederholenden unterzugehen drohen. Es ist schlichtweg unmöglich, durch die quantitative Zunahme der Bilder, die wir alle machen, nicht das Gefühl zu bekommen, in ihnen zu versinken und uns nicht zu fragen, wie wir uns gegen dieses Rauschen durchsetzen können (außer durch Fotos, die nicht auf Nummer sicher gehen und weniger von dem handeln, was wir so essen oder einkaufen). Ein Ausweg kann darin bestehen, unsere Werke auf eine menschlichere, taktilere Weise zu präsentieren.

Wie lange ist es her, dass Sie Fotos von sich in den Händen hatten, ein Buch mit Ihren Bildern durchgeblättert oder ein Foto des Vergnügens wegen ausgedruckt haben, es hinterher zu signieren und jemandem zu überreichen? Um wie viel mehr würden Sie Ihre Bilder schätzen, wenn Sie sie auf ihrem Weg bis zum Schluss

begleiten, wenn sie würdig genug waren, die Zeit und das Geld aufzuwenden? Wie sehr würden Ihre Bilder davon profitieren, wenn sie mehr als nur Ihrem persönlichen Instagram-Standard genügen, sondern auch gut genug für einen Ausdruck sein müssten? Wie viel sinnlicher wären Ihre Fotos, wenn Sie sich überlegen würden, welche haptischen Qualitäten ein Papier haben müsste, in welcher Größe Sie es ausdrucken sollen, wie das Erlebnis sein könnte, sein eigenes Werk berühren zu können?

Das Ausdrucken gehört zu meinen größten Freuden. Dadurch kann ich mit meinen Fotos leben, ihre Fehler erkennen, sie in meinen Händen halten und auf vielfältige Weise weitergeben. Das Ausdrucken bietet das Erlebnis des Anfassens und das ist in unserer digitalen Welt eine immer seltenere und umso wertvollere Erfahrung.



Jodhpur, Indien, 2007

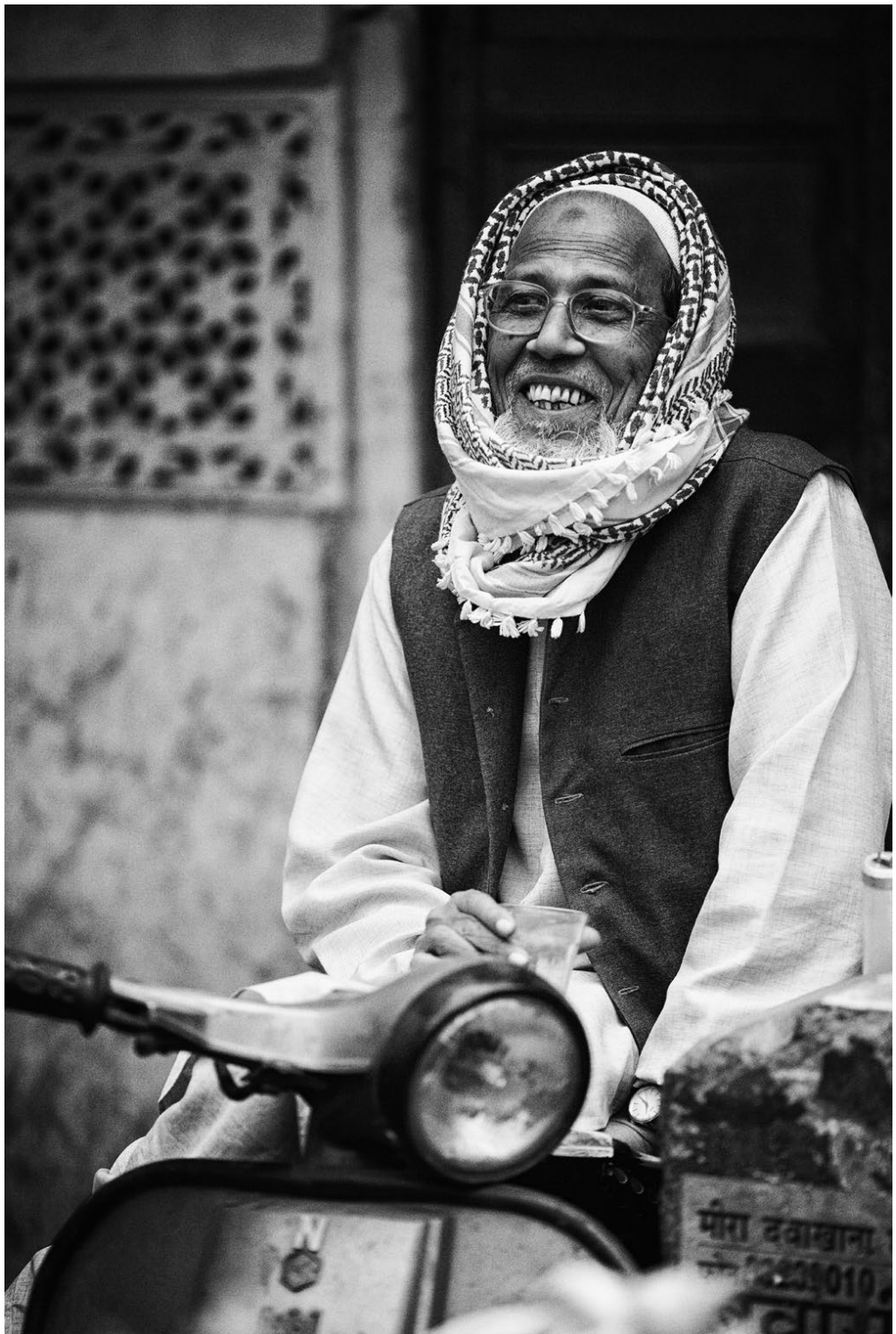




Nizamuddin, Delhi, Indien, 2007



Jodhpur, Indien, 2007



Alt-Delhi, Indien, 2007

Die Perfektion wird
überschätzt und
darf nicht mit der
Meisterhaftigkeit
verwechselt werden.

Das Streben nach Meisterschaft

Es gibt eine Kultur um die Fotografie herum, die mit dem Fotografieren nichts zu tun hat. Es ist der Kult um die Kamera und die Annahme, dass der sachgemäße Gebrauch einer Kamera auch entsprechend gute Fotos nach sich zöge. Die Beherrschung der Kamera wird also mit der Meisterschaft des Mediums gleichgesetzt, aber dem ist nicht so. Schon lange sind die Kamerahersteller sehr erfolgreich darin, uns diesen Unterschied vergessen zu lassen. Das machen sie natürlich, um ihre Kameras besser verkaufen können, und es funktioniert auch, denn was sie neben dem schönen, neuen Objekt mitverkaufen, ist eine Hoffnung. Die Hoffnung, dass es eine Abkürzung auf dem Weg zur Meisterschaft gibt. Die Hoffnung, dass es einen leichteren Weg gibt. Doch sollte dieser Weg tatsächlich existieren und in dieser Form käuflich erworben werden können, habe ich ihn jedenfalls noch nicht gefunden.

Abkürzungen gibt es schon deshalb nicht, da das, was allen Wegen zur Meisterschaft gemein ist, die Zeit ist. Die Jahre, in denen man seine Kamera 10.000 Stunden in der Hand gehabt hat, die angeblich erforderlich sind. Es ist auch die Zeit, in der man seine Ergebnisse anschaut und studiert. Die Zeit, in der man die unbestritten schlechten Fotos macht und aus seinen Fehlern lernt, aber auch die, in der man

überraschend schöne Bilder hervorbringt und ins Verzücken gerät, wenn man sie gedruckt in den Händen hält. Zeit, in der man sein Sehen neu entdeckt und erfindet.

Die Diskussion um diese Meisterschaft in der Fotografie führt meist in die Irre. Sie wird leicht zu einer Art Hirngespinnst, dem nachzujagen einem die Freude an der Kunst nimmt. Dennoch kann einem das Streben nach ihr einiges mitgeben.

Die Meisterschaft als Weg

Der Weg zur Meisterschaft wird häufig als vierstufiger Prozess dargestellt: unbewusste Inkompetenz, bewusste Inkompetenz, bewusste Kompetenz und schließlich unbewusste Kompetenz. In der letzten Stufe sind uns die Dinge derart in Fleisch und Blut übergegangen, dass sie uns automatisch von der Hand gehen. So weit, so gut. Es gibt also einen gut beschriebenen Prozess des Fortschritts durch Dazulernen und Üben.

Für die meisten schwerer zu akzeptieren ist, dass die Meisterschaft selbst sich stetig weiterentwickelt. Sobald wir die Stufe der unbewussten Kompetenz erreicht haben und feststellen, dass wir zum Gutteil intuitiv arbeiten, müssen wir einsehen, dass wir auf diesem Niveau bei Weitem nicht allein sind. Es ist auch nur ein kleiner Schritt von der unbewussten Kompetenz bis zu der Feststellung, dass es wiederum Dinge gibt, von denen wir nichts wissen, wodurch der ganze Prozess von vorne beginnt.

Darüber hinaus stellt sich die größere Frage: Meisterschaft in was? In der Beherrschung Ihrer Kamera? Das auf jeden Fall. Es stellt sich ein unglaubliches Gefühl von Freiheit ein, sobald einem die Kamera in der Hand nicht mehr beim kreativen Arbeiten im Weg steht. Doch die Meisterschaft in der Beherrschung seiner Mittel ist bei dem Ganzen vermutlich noch am einfachsten zu erreichen. Da gäbe es nämlich noch die Meisterschaft der Bildsprache, des kreativen Prozesses mit all den Dingen, die mit Ihrer persönlichen Sichtweise zu tun haben. Das Schwerste überhaupt ist allerdings die Meisterschaft über uns selbst, jedenfalls wenn die hier präsentierten Vorstellungen einen Sinn ergeben und der Fotograf tatsächlich die Hauptrolle bei

der Entstehung eines Fotos spielt. Ich kann mir jedenfalls kaum vorstellen, wie ein Leben reichen sollte, um dorthin zu gelangen. Als der berühmte Cellist Pablo Casals im Alter von über 80 Jahren gefragt wurde, warum er immer noch vier bis fünf Stunden täglich übe, antwortete er: »Weil ich glaube, noch Fortschritte zu machen.«

Zumindest was den Künstler betrifft, ist die Meisterschaft eher ein Nebenprodukt dessen, was er von Herzen tut, während sich seine Fertigkeiten mit der Zeit verbessern. Die Meisterschaft ist also mehr die Folge dessen, was wir anstreben. Diesen wichtigen Unterschied gilt es zu machen, denn die Art von Meisterschaft, die man aus Liebe zur Fotografie über die Jahre erlangt, ist eine ganz andere als die, die aus dem Nachjagen derselben entsteht. Bei Ersterer entstehen Arbeiten, die von Herzen kommen und die von der Leidenschaft des Fotografen herrühren. In ihnen ist noch das Salz der Tränen und des Schweißes zu spüren. Solche Fotos sind menschlich, ansprechend, schön und unvergesslich, selbst wenn sie technisch nicht perfekt sind. Das Gegenteil davon sind technisch perfekte Fotos, die man gleich wieder vergisst. Die Perfektion wird überschätzt und darf nicht mit der Meisterhaftigkeit verwechselt werden.

Sich fotografische Kenntnisse anzueignen, war noch nie so einfach wie heute. Heute kann man sich in Büchern, gedruckt wie digital, Anleitungsvideos und Workshops vertiefen, dass das ganze Leben nicht dazu reichen würde, alles zu sichten. Dieses Material bringt Sie durch die ersten beiden Stufen auf dem Weg zur Meisterschaft, vielleicht auch durch die dritte. Doch bei der vierten Stufe hilft es nicht mehr. An dieser Stelle verhindert dieses Lehrmaterial eher, dass Sie genau das tun, was Sie zur vierten Stufe bringt, bevor wieder alles von vorn beginnt: das Scheitern. Man kann dieses Scheitern zwar nachvollziehen, indem man darüber liest oder ein Video anschaut, doch so lange wir es nicht selbst erfahren haben, es wieder und wieder probiert und für unsere Praxis daraus unsere Schlüsse gezogen haben, kennen wir es nicht wirklich.

Als Lehrer auf diesem Gebiet frustriert mich dieser Umstand am meisten. Ich habe inzwischen mehr Bücher geschrieben, als ich mich mir je habe vorstellen können.

Jedes von ihnen enthält weitergedachte Ideen, die ich bereits zuvor vermittelt habe. So gesehen gibt es nichts wirklich Neues. Dennoch verspüre ich den Drang, etwas Neues hervorzubringen, auch weil mir klar ist, dass das leichter ist, als meinen Schülern zu sagen, was eigentlich stimmt: Ihr braucht nicht noch ein Buch. Natürlich sage ich ihnen das nicht. Aber Ihnen sage ich es gerade. Natürlich können Sie alles lesen, was Ihnen zwischen die Finger kommt. Doch sehr wahrscheinlich brauchen Sie noch mehr als das einfach die Zeit, um selber Fotos zu machen. Am besten sind Sie dabei so weit weg von allem, dass Sie ganz allein auf sich gestellt sind, niemanden fragen können und es selbst herausfinden müssen, um auch einmal zu experimentieren. Sie brauchen niemanden, der Ihnen sagt, welche Verschlusszeit oder welches Objektiv Sie verwenden sollen. Sie sollten sich daran gewöhnen, Ihre eigenen Entscheidungen zu treffen und das mit den Mitteln, mit denen Sie sich gut fühlen, selbst wenn andere währenddessen über Sie lachen sollten. Sie brauchen schlichtweg Zeit, Ihre tausend schlechten Fotos machen zu können, und das Wissen, dass diese nötig sind, um die zu bekommen, für die Sie letztlich tiefe Freude empfinden. Lieber so, als ein Leben lang nur mittelmäßige Bilder zu produzieren, mit denen Sie nie wirklich glücklich werden.

Nach 30 Jahren in diesem Gewerbe zieht sich mein Weg zur Meisterschaft. Ich lerne wieder und wieder. Ich stolpere und falle hin. Und doch stoße ich immer wieder auf tolle Hinweise, die mich näher zu dem Zustand bringen, in dem meine Kamera meiner Seele nicht so sehr im Weg steht. Meine Seele gewöhnt sich unterdessen an den Gedanken, Bilder zu machen, die in erster Linie für mich eine Bedeutung haben. Wenn sie anderen nicht gefallen, können sie abzischnen oder, noch besser, selber Fotos machen.

Ich kaufe jede Menge Fotobücher, allerdings meist nicht solche über Fotografie, sondern einfach mit Fotos darin. Ich muss die Werke von Helmut Newton nicht verehren und kann doch sehr viel von ihnen lernen. Ich muss auch nicht in New York wohnen, um die Fotos von Saul Leiter zu mögen und viel über den Einsatz von Farbe in Fotos zu lernen. Mit Paul Strand, Henri Cartier-Bresson und Elliott Erwitt habe ich nie ein Wort gewechselt und doch haben sie mir viel mehr über die Geometrie,

den Augenblick und die Gegenüberstellungen vermittelt, als ich jemals in meinen Büchern in meinen eigenen Worten auszudrücken vermochte. Wenn ich mit anderen Fotografen zusammen bin, höre ich ihnen gerne über das Bildermachen zu. Warum sie es so oder so gemacht haben. Wie sie es gemacht haben, ist dabei in der Regel entweder offensichtlich oder unwichtig. Meine eigenen Arbeiten drucke ich aus und studiere sie. Ich probiere neue Dinge aus, auch wenn sie vermutlich keine langfristige Anwendung finden, einfach, weil Kreativität so funktioniert und sich aus unerwarteten Richtungen entwickelt. Auch mache ich Tausende von Bildern jedes Jahr, die hoffentlich niemals jemand zu Gesicht bekommt. Es sind Entwurfsbilder, die man als Fehlschüsse titulieren könnte, allerdings nur von Leuten, die meinen, dass jedes Bild gelingen müsste, ohne dass man sich wie die meisten von uns dafür sehr anstrengen müsste.

Ich habe das Gefühl, dass die Mehrheit einen ähnlichen Weg wählt wie ich: weniger direkt auf die Meisterschaft zu, sondern auf einem gewundenen Pfad. Während wir das tun, was wir lieben, nähern wir uns ihr, manchmal per Zufall, an. Ich glaube, dass wir dabei zwischen Euphorie und Frustration schwanken, so wie es bei etwas sein sollte, das unsere Aufmerksamkeit und unsere Zuneigung verdient.

Zum Schluss möchte ich sagen, dass ich nur hoffen kann, immer mehr Seele in meine Fotos zu bringen. Sicher ist, dass ich durch die Fotografie das Leben intensiver sehe und tiefer erfahre. Die Fotografie hat also umgekehrt viel mehr Seele in mich gebracht. Dies passt insofern gut zu mir, als ich glaube, dass mein Erbe nicht aus den Fotos bestehen wird, die ich zurücklasse. Mein Erbe soll eher das Leben eines vollständig wachen, vollständig menschlichen Wesens sein. Ich glaube, man kann mit Recht behaupten, dass die wahre Meisterschaft darin besteht und mehr zu interessanteren und authentischeren Fotos beiträgt als die bloße Beherrschung einer technischen Fertigkeit. Leben Sie ein solches Leben und machen Sie dement-sprechende Fotos.





Malawi, 2006





Äthiopien, 2006



Äthiopien, 2006



Was uns fehlt,
sind nicht bessere
Kameras, sondern
bessere Fotografen.
Wir sind am Zug.

Fazit

Jedes Foto ist letztendlich eine Zusammenarbeit zwischen Fotograf und seiner Kamera. Auch wenn ich von der Kamera als bloßes Werkzeug geschrieben habe, ist mir klar, dass sie oft mehr als nur das ist. Meine Kameras habe ich stets als großes Geschenk aufgefasst. Das fing an mit einer Voigtländer-Kleinbildsucherkamera vom Flohmarkt, die ich später mit Freuden gegen etwas Neues eintauschte. Damals war ich 14 Jahre alt und trotzdem haftete dieser Kamera etwas Magisches an. Ich kann mich noch genau an ihr Gewicht in der Hand und die rissige Bereitschaftstasche aus Leder erinnern. Genau so geht es mir bei dem Verschlussgeräusch der 1/60 Sekunde meiner späteren Pentax Spotmatic und dem satten Spiegelschlag meiner Hasselblad 500C/M. Dem Ganzen wohnte ein eigener Zauber inne. Diesen verspüre ich auch noch bei jeder anderen Kamera, die ich besitze, auch wenn ich sie später gegen etwas Neues eintausche, das die Unzulänglichkeiten des vorigen Modells ausgebügelt hat und deshalb noch besser zu bedienen ist. Ja, ein Foto ist eine Art Gemeinschaftswerk. Wie bei jeder guten Zusammenarbeit ist es wichtig zu wissen, was die Beteiligten zum Ergebnis beitragen können.

Bei allem Fortschritt besteht das größte Geschenk, das die Kamera mir macht, in ihren jeweiligen Beschränkungen, allen voran des Bildausschnitts. Vom ersten Moment an, in dem ich eine Kamera in die Hand nahm, war klar, dass das, was sie am besten kann, die Vereinfachung ist (auch wenn ich das damals nicht so hätte formulieren können). Sie wählt aus, stellt frei und hilft mir, mich auf etwas zu konzentrieren. Die Art und Weise, wie sie die Welt zweidimensional darstellt und mich zwingt, genauer auf Linien, Licht und Momente zu achten, hat mir das Sehen beigebracht und mich dazu gebracht, mehr auf meine Umwelt zu achten. Sie hat mir geholfen, wacher zu sein und mehr auf den Bruchteil einer Sekunde zu achten, als ich es getan hätte, wenn ich nicht wüsste, dass die Kamera ihn so gnadenlos genau erfasst. Sie hat mir Türen geöffnet, mich mit Fremden zusammengeführt und mich um die ganze Welt geführt. Deshalb betrachte ich die Kamera als eines der großen Geschenke meines Lebens.

Wenn ich also etwas herablassend von der Kamera gesprochen habe, so doch immer in einer Art ehrfürchtiger Respektlosigkeit als Reaktion, als Ausgleich zur populären Fotokultur, in der die Rolle der Kamera in dieser Zusammenarbeit glorifiziert wird. Was die Kamera beiträgt, ist natürlich wichtig. Doch seit dem ersten Film, den ich in meine Voigtländer einlegte, bis heute, wo in meinem Büro die neueste Technologie angehäuft ist, rühren die größten Verbesserungen meiner Fotos nicht von technischen Fortschritten, sondern von solchen als Mensch, als Künstler und als Person, die etwas mit der Kamera über die Welt zu sagen hat, die sie dank der Kamera besser wahrnimmt.

Wir fotografieren nicht alle aus den gleichen Gründen. Ich hoffe, dass dieses Buch das Publikum gewinnt, bei dem es Anklang findet. Diejenigen, die die Kamera einfach zur Entspannung ans Auge nehmen und mit der Kamera herumspielen, tun dies nicht aus weniger erhabenen Gründen, als ich es tue. Es ist nur so, dass ich nicht für sie schreibe, obwohl ich hoffe, dass sie es trotzdem lesen und so eine Ahnung davon bekommen, was ihnen entgeht. Ich schreibe für die, die die Zusammenarbeit mit der Kamera so weit wie möglich treiben wollen und, so sehr sie ihre Kameras auch

lieben, sich noch mehr zur Kreativität, zum gesamten Prozess, den Geschichten und der Schönheit hingezogen fühlen.

Wenn die Kamera selbst zum Objekt der Begierde wird, studiert man nur die Kamera und dann lenkt sie ab, weil sie Zeit und Energie in Anspruch nimmt. So wird man bestenfalls ein sehr guter Kamerabediener.

Schätzen Sie dagegen das Foto, die Geschichten, die Bildsprache und Möglichkeit, mit anderen in Verbindung zu treten, die Sie gut finden, studieren Sie eben diese besagten Dinge in der Hoffnung, eines Tages im Bildermachen und Geschichten-erzählen besser zu werden. Dann erschaffen Sie Bilder, die auch den anderen die Augen öffnen. Bilder, die Herzen erquicken, die Fantasie anregen, Erinnerungen wachrufen, Erstaunen erzeugen und zum Handeln schreiten lassen. Bilder, die einen hörbaren Widerhall erzeugen, wie ein Steinwurf in einen Brunnen. Alles das, weil Ihre Bilder Tiefe haben, weil sie Seele haben, weil sie, um das Zitat von Robert Henri anfangs dieses Buchs aufzugreifen, »mit Leben angefüllt« sind.

Um mit Leben angefüllte Fotos zu machen, muss der Künstler selbst damit angefüllt sein, dabei empfänglich, bescheiden, neugierig, geduldig, kreativ, erbarmungslos menschlich und stets lernwillig. Bei allem, was Sie tun, vergessen Sie nicht zu genießen. Verlieren Sie nicht die Freude und das Staunen beim Blick durch den Sucher, beim Sehen der Welt auf immer neue Weise, und vergessen Sie nicht den Wonneschauer, als Sie Ihr erstes Foto in der Hand hielten. Schlussendlich, um noch einen Henri (hier Cartier-Bresson) zu zitieren, verhält es sich ja so: »Fotografie ist nichts – das Leben ist es, was mich interessiert.« Es ist eben so, dass mir die Fotografie eine so schöne Möglichkeit gegeben hat zu sehen und anderen etwas über das Leben zu erzählen.

Vielleicht sehe die Kamera deshalb so kritisch, weil sie statt Mittel zum Zweck nur allzu leicht selbst zum Zweck wird. Eine Sackgasse aus Metall, Glas und Plastik am Ende einer Straße, von der wir sonst etwas dachten, wo sie hinführen würde. Eigentlich sollte ich nicht so streng mit der Kamera sein, denn ihr Fehler ist es nun

wahrlich nicht, wenn wir mehr von ihr verlangen, als scharfe und gut belichtete Bilder abzuliefern. Den Fehler müssen wir bei uns suchen.

Darin liegt aber die große Chance. Um die Partnerschaft mit der Kamera im besten Sinne zu pflegen, sollten wir unserer Mitarbeiterin mit Respekt begegnen, sie ihre Aufgabe erledigen lassen und bitte nicht mehr als das von ihr verlangen. Wir müssen im Gegenzug unseren Part ausfüllen. Wir haben so viel, was wir beitragen können. Was uns fehlt, sind nicht bessere Kameras, sondern bessere Fotografen. Wir sind am Zug.

Ich möchte mich an dieser Stelle dafür bedanken, dass ich Teil Ihres kreativen Weges sein durfte, möge mein Beitrag auch noch so klein sein. Bitte bedenken Sie stets, dass es sich hier meine ureigenen Meinungen handelt. Ich bitte Sie daher nicht, mir zuzustimmen, auch wenn mir das schmeicheln würde. Ich bitte Sie vielmehr, sich mit den hier vorgestellten Ideen zu befassen und Ihre eigenen Antworten zu finden. Gleichförmigkeit hat in der Kunst keinen Platz und schon deshalb versuche ich hier keinen Konsens zu erzielen. Das Leben ist dafür einfach zu vielfältig. Ich möchte einfach, dass Sie zum besten Fotografen werden, der Sie sein können. Ich habe keine Ahnung, wie das aussehen soll. Das können nur Sie ganz allein herausfinden.

A handwritten signature in black ink, consisting of a stylized 'D' followed by a long, sweeping horizontal stroke that ends in a small upward flick.

David duChemin

Victoria, British Columbia, 2017

Index

A

Adams, Ansel 121
 Aikido 97
 analog vs. digital 130
 Angst 59, 203
 Arbus, Diane 23
 Arias, Zack 81
 Aufgeschlossenheit 45
 Aufnahmeorte
 Agra, Indien 238
 Alt-Delhi, Indien 158, 186, 253
 Äthiopien 263, 264
 Bhaktapur, Nepal 148
 Bologna, Italien 8
 Camogli, Italien 25
 Douz, Tunesien 217, 229, 230, 231
 Florenz, Italien 7, 18
 Istanbul, Türkei 39, 41, 43
 Jodhpur, Indien 50, 53, 55, 72, 74,
 76, 87, 88, 91, 92, 241, 249, 252
 Kairo, Ägypten 167, 168, 171, 176,
 178, 179, 188, 189, 190, 197
 Kairouan, Tunesien 219
 Kathmandu, Nepal 149
 Kenia 61, 63, 64, 65, 101, 133, 134,
 135, 147, 151

Ladakh, Indien 136, 160, 199, 200,
 201, 208, 209, 210, 211, 218
 Lalibela, Äthiopien 100, 102, 104,
 112, 115, 117, 125, 127
 Malawi 261
 Nizamuddin, Delhi, Indien 161, 251
 Rom, Italien 9
 Sapa, Vietnam 169
 Srinagar, Indien 226
 Tunis, Tunesien 220
 Venedig, Italien 5, 16, 17, 27, 28, 31
 Auge vs. Gehirn 47
 Ausdrucken 247
 Ausführung der künstlerischen Idee 184
 Authentizität 14, 173
 Avedon, Richard 23, 225

B

Beschränkung
 Fließzustand (Flow) 98
 Beschränkungen 84
 Betrachter 35, 123, 153
 Beziehungen der Bildelemente 144
 Bildauswahl 244
 Bildbearbeitung 246
 Bildsprache 3, 4, 21, 24, 36, 154
 Burtynsky, Edward 121

C

Capa, Robert 47
 Cartier-Bresson, Henri 23, 68, 269
 Casals, Pablo 257

D

digital vs. analog 130
 Disney, Walt 107
 Disziplin 233

E

Edison, Thomas 79
 entscheidender Moment 68
 Entwurfsbilder 122, 184, 259
 Erwartungen 46, 97
 Er Witt, Elliott 23, 195, 258

F

Fließzustand (Flow) 2, 98, 233
 Beschränkung 98
 Fotografie
 als Sprache 23
 Ausrüstung 69
 Lernen 24
 Straßen- 68
 Fotowettbewerb x, 3

G

Geduld 57, 71
 Geheimnis 109, 143
 Gehirn vs. Auge 47
 Geschichte 122, 139
 Beziehungen 144
 Geheimnis 143
 Grundthema 140
 Handlung 144
 Konflikt 141
 vs. Handlung 140
 Geschmack 223
 Goethe, Johann Wolfgang von 183
 Grant, Ted xi
 Grundthema 140
 Güler, Ara ix

H

Handlung vs. Geschichte 140
 Henri, Robert 36, 269

I

Improvisation 119
 innere Beteiligung 140
 Intention 15, 34, 68
 Interpretation 33

J

Jarvis, Chase 233
 Jobs, Steve 81

K

Kameraeinstellungen xii, 2
 Kandinsky 24
 Karsh, Yousuf 23, 225
 Konflikt 141
 konzeptuelle Kontraste 142
 Koudelka, Josef 23
 kreativer Prozess 12, 14, 35, 59, 79, 122, 204
 Kreativität 79, 97
 Ideenentwicklung 81
 Kreativität vs. Originalität 80
 Kritik 181
 Kunst 34
 Flow 233
 Regeln 213
 Verstehen vs. Erfahren 24
 Wertschätzung vs. Wettbewerb 164
 künstlerischer Ausdruck 34
 des Motivs 13
 seiner Person 33
 seiner Vorstellung 183

L

Lange, Dorothea ix, 23
 Lao-Tse 84
 Leiter, Saul 258
 Lewis, C. S. 80
 Liebe 193
 Loslassen 95

M

Maier, Vivian ix, 23, 122, 153
 Maisel, Jay 80
 Márquez, Gabriel García 95

McCurry, Steve 22
 McKee, Robert 141
 Meisterschaft 235, 255
 Stufen der 255
 vs. Perfektion 129, 257
 Mentor, Wahl eines 182
 Michelangelo 235
 Moment 67
 Monet 214
 Mozart 235
 Munier ix
 Muse 12, 15, 60, 215
 Mustererkennung 47
 Mut 203

N
 Neugier 82, 107
 Newton, Helmut 23, 258
 Nicklen, Paul xii, 164

O
 Originalität vs. Kreativität 80

P
 Parks, Gordon ix, 23
 Patterson 215
 Perfektion 129
 vs. Meisterschaft 129
 Picasso 108, 213, 224
 Pollock, Jackson 214
 Präsenz 48
 Pressfield, Steven 96

R
 Rauschen viii
 Regeln 213
 Reifezeit
 bei der Bildauswahl 244
 von Ideen 82
 Ritter, Josh 155
 Rumi 2

S
 Salgado, Sebastião ix, 23
 Schönheit 13
 Sehen 11
 und Bildauswahl 244
 und Tagebuchschreiben 14
 Selbstbewusstsein vs. Selbstzentriertheit
 14
 selektive Wahrnehmung 47
 Shatner, William 81
 Signal viii
 soziale Medien vii, 153
 Spielen
 und Disziplin 234
 vs. Üben 129
 Stoddart, Tom 142
 Strand, Paul 258

T
 Tagebuchschreiben 14
 Technik
 Regeln 214
 Relevanz von 1

U
 Üben 130
 Unbekannte, das 108

V
 Vergleich mit anderen Fotografen 163
 Vorstellungskraft 15, 98, 183, 235

W
 Wahrnehmung 46
 Warhol, Andy 214
 War of Art, The 96
 Weegee 48
 Wertschätzung fremder Werke 164
 Wesley, John 193
 Weston, Edward ix, xii, 121, 235
 Winogrand, Garry 21

Z
 Zen 46, 59
 Zusammenarbeit mit der Kamera 12,
 267